

S. M. Payne

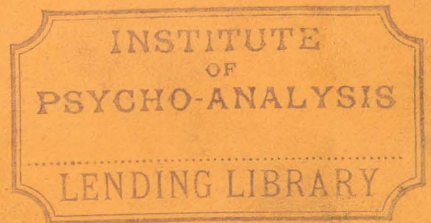
SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SECHZEHNTE HEFT

ÜBER NACHTWANDELN UND MONDSUCHT

EINE MEDIZINISCH-LITERARISCHE STUDIE

VON

DR. J. SADGER,
NERVENARZT IN WIEN



LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1914

Verlags-Nr. 2233.

Studien über Hysterie.

Von Dr. Jos. Breuer und Prof. Dr. Sigm. Freud.
Zweite Auflage. Preis M 7.— = K 8.40.

Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre.

Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
I. und II. Reihe. 2. Auflage. Preis à M 5.— = K 6.—.
III. Reihe. Preis M 7.— = K 8.40.

Der Witz u. seine Beziehung zum Unbewußten.

Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
Zweite Auflage. Preis M 5.— = K 6.—.

Der Wahn u. die Träume in W. Jensens „Gradiva“.

(Schriften zur angewandten Seelenkunde. I. Heft.)
Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
Zweite Auflage. Preis M 2.50 = K 3.—.

Eine Kindheitserinnerung d. Leonardo da Vinci.

(Schriften zur angewandten Seelenkunde. VII. Heft.)
Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
Preis M 2.50 = K 3.—.

Die Traumdeutung.

Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
Vierte, vermehrte Auflage. Mit Beiträgen von Dr. Otto Rank.
Preis M 12.— = K 14.40.

Über Psychoanalyse.

Fünf Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier
der Clark University in Worcester Mass.
Von Prof. Dr. Sigm. Freud.
Zweite Auflage. Preis M 1.50 = K 1.80.

Die Psychoanalyse Freuds.

Verteidigung und kritische Bemerkungen von Prof. Dr. E. Bleuler.
Preis M 2.50 = K 3.—.

Freuds Neurosenlehre.

Nach ihrem gegenwärtigen Stande zusammenfassend dargestellt
von Dr. Eduard Hitschmann.
Zweite, ergänzte Auflage. Preis geh. M 4.50 = K 5.40, geb. M 5.50 = K 6.60.

Introjektion und Übertragung.

Eine psychoanalytische Studie
von Dr. S. Ferenczi,
Nervenarzt, Sachverständiger des Königl. Gerichtshofes in Budapest.
Preis M 1.— = K 1.20.

SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SECHZEHNTE HEFT

ÜBER NACHTWANDELN UND MONDSUCHT.

EINE MEDIZINISCH-LITERARISCHE STUDIE

VON

DR. J. SADGER,
NERVENARZT IN WIEN.



LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE

1914

CHRISTEN A. E. LANGEWANDTEN SEINERLEINDE
VERLAGS-NR. 2233.
VERLAGS-NR. 2233.

ÜBER NACHTWANDLEN UND MONDSTUCHT.

Verlags-Nr. 2233.

102

DR. J. SÄMMER
VERLAGS-NR. 2233.



LEIPZIG UND WIESEN
FRANZ DEUTSCHE

Einleitung.

Unter Schlaf- oder Nachtwandeln, lateinisch Noctambulismus (besser als das mehrdeutige Somnambulismus), versteht man gewöhnlich, daß eine Person in der Nacht und anscheinend schlafend sich vom Lager erhebt, mit geschlossenen oder halboffenen Augen, aber innerlich nicht schauend, herumgeht, dabei allerlei anscheinend zweckmäßige und oft recht komplizierte Handlungen ausführt und endlich auf Fragen korrekte Antworten gibt, ohne nachher von ihrem ganzen Reden oder Gehaben das geringste zu wissen. Geschieht dies alles gerade zur Zeit und unter der Wirkung des Vollmondlichtes, dann spricht man von Mondsucht oder Lunatismus. Unter dem Einfluß des Himmelsgestirns soll der Mondsüchtige von seinem Lager förmlich aufgezogen werden, oft starr in den Mond schauen, sich zum Fenster stellen oder dort hinaussteigen, »mit nachtwandlerischer Sicherheit« auf das Dach hinaufklettern und dort herumspazieren oder, ohne irgendwie anzustoßen, ins Freie gehen, kurz gleichfalls zusammengesetzte Handlungen ausführen. Gefährlich sei es nur, den Wandelnden beim Namen zu rufen, denn dann werde er nicht bloß auf der Stelle wach, sondern falle vor Schreck auch manchmal um oder stürze gar ab, wenn er sich gerade in der Höhe befinde. Auch hier bestehe nachträglich absolute Amnesie; auf eindringliches Befragen werden die Erinnerungslücke ebenso wie die Gründe für posthypnotisches Tun durch Konfabulieren zu ersetzen gesucht. Weiters wird vermeldet, daß dem Nachtwandeln stets ein besonders tiefer Schlaf vorausgehe, ja, daß es überhaupt nur in diesem möglich. Man finde es häufiger bei Kindern bis inklusive des Puber-

tätsbeginns als bei Erwachsenen. Zumal der erste Ausbruch der Mondsucht falle oft mit dem Anfang der Geschlechtsreife zusammen. Nach einem weitverbreiteten Volksglauben endlich soll die Mondsucht bei Mädchen ein Ende nehmen, sowie die Betreffende ihr erstes Kind bekommt.

Es fällt mir auf, daß eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Probleme so gut wie gar nicht existiert. Die moderne Psychiatrie, soweit sie überhaupt Kenntnis von ihnen nimmt, begnügt sich mit *Krafft-Ebing*, das Nachtwandeln »eine Nervenkrankheit« zu heißen, »wahrscheinlich eine Teilerscheinung anderer Neurosen: Epilepsie, Hysterie, Status nervosus«. ¹⁾ Ausführlicher ist die ältere Literatur. Sie bringt nicht nur überreiche Kasuistik, sondern sucht auch abgesehen von der neurologischen Zuteilung noch Erklärungen zu geben. ²⁾ So wird z. B. die Sicherheit beim Klettern an gefährlichen Stellen davon abgeleitet, daß der Nachtwandler mit geschlossenen Augen dahergeht, auf diese Weise die Gefahr nicht schaut, keinen Schwindel kennt und obendrein noch über einen geschärften Muskelsinn verfügt. Die Phänomene des Nachtwandelns und der Mondsucht werden, soviel ich sehe, zwar meist schon als krankhaft zugegeben, aber dennoch angeknüpft oder identifiziert mit analogen Äußerungen des normalen Tiefschlafs. Auch für die Träume des letzteren seien im Gegensatz zu den Träumen des oberflächlichen Schlafes Bewegungen bezeichnend. Es komme entweder nur zu bloßem Traumsprechen, Lachen, Weinen, Schmatzen, Sichherumwerfen etc. oder aber gelegentlich zu komplizierteren Handlungen, die mit dem Verlassen des Bettes anheben. Die nächste Verwandtschaft zeige das Nachtwandeln zu ähnlichen Symptomen des hysterischen und hypnotischen Somnambulismus. Es ist gegen diese Deutungsversuche einzuwenden, daß wir leider über die Genese der

¹⁾ Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie.

²⁾ Als die wichtigsten Quellen führe ich da an: *Peter Jensen*, »Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie«, Berlin 1855 (mit vielen Beispielen); *Heinrich Spitta*, »Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele«, 2. Aufl. 1882 (mit reichlicher Kasuistik und Literatur); endlich auf ihnen fußend *L. Löwenfeld*, »Somnambulismus und Spiritismus«, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 1, 1900.

motorischen Traumphänomene gar nichts wissen und daß es auch mit dem Verständnis des hysterischen und hypnotischen Somnambulismus recht schlecht bestellt ist. Noch weniger weiß die Wissenschaft zu sagen von dem Einfluß des Mondes auf das Nachtwandeln. Die Autoren helfen sich darüber hinweg, indem sie jene Wirkung einfach — leugnen, wobei sie als Hauptargument vorbringen, daß viele Nachtwandler von ihren Anfällen ebenso in dunklen, wie in mondhellen Nächten heimgesucht werden und auch beim Schlafen in Räumen, in die kein Strahl des Mondlichtes dringen kann. Ja, Spitta erklärt geradezu: »Die vielbesprochene und umdichtete ‚Mondsucht‘ ist eine Legende, welche mit den bisher beobachteten Tatsachen in Widerspruch steht. Daß die Phantasie des deutschen Volksgemüts das bleiche, geisterhafte Licht des Vollmonds in ihren Bereich zog und allerlei Wunderbares von ihm zu berichten weiß, will demgemäß für uns nichts beweisen.« Ich kann da nur sagen, daß zehn negative Fälle nichts gegen einen einzigen positiven bedeuten und tausendfältige Erfahrung einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Vollmondlicht und gerade den kompliziertesten Formen des Nachtwandelns unzweifelhaft dartut.

Aber nicht bloß die Wissenschaft, auch die Poeten, unsere besten Seelenkenner, welche die Probleme des Nachtwandelns und der Mondsucht doch reizen müßten, schon um ihrer tiefgründigen Absonderlichkeit willen, gingen ihnen anscheinend aus dem Wege. Aus der ganzen schönen Literatur könnte ich nur nennen: Shakespeares »Macbeth«, Kleists »Prinz von Homburg«, die Novelle »Maria« von Otto Ludwig, »Das Sündkind« von Anzengruber, »Jörn Uhl« von Gustav Frenssen und »Aebelö« von Sophus Michaelis.¹⁾ Endlich hat noch Ludwig Ganghofer in dem autobiographischen »Lebenslauf eines Optimisten« sein eigenes Nachtwandeln kurz gestreift und Ludwig Tieck seiner leidenschaftlichen Liebe zum Nachtgestirn an verschiedenen Stellen seiner Werke einen

¹⁾ Den Text zu Bellinis »Nachtwandlerin« kann man wohl nicht gut zur Literatur rechnen, ebensowenig wie Theodor Mundts Märchenovelle »Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum«, welch letztere ich übrigens anhangsweise im Texte bespreche.

schwärmerischen Ausdruck gegeben. Eine nennenswerte Rolle jedoch spielen jene Probleme nur in der »Maria« und in »Aebelö«, während in den andern genannten Schöpfungen sie eigentlich nur als Aufputz dienen und episodischer Zierat. Gründe für diese seltsame Zurückhaltung weiß ich nicht zu sagen, man müßte denn annehmen, daß bedeutende Dichter davor zurückschrecken, an Fragen zu rühren, die ihnen selber so wenig durchsichtig sind.

Die Erwartung lag nahe, daß die psychoanalytische Methode, die das Unbewußte so trefflich durchleuchtet, auch die Frage des Schlafwandels und der Mondsucht weitgehend aufzuklären vermöchte. Nur unterzieht man sich leider wegen Mondsucht nicht leicht einer so kostspieligen, zeitraubenden Kur, so daß man die erhoffte Aufklärung höchstens als Nebengewinn bei den Psychoanalysen von Neurotikern bekommt. Das ist mir nun tatsächlich zweimal geglückt, während ich bei ein paar anderen Fällen, Kranken und sonst gesund Gebliebenen, den Schleier nur ganz wenig lüften konnte. Was ich da erkundete, werde ich im folgenden ausführlich erzählen.

Einen Gesichtspunkt will ich noch vorausschieken. Aus der Fülle von Fragen, die mit unseren Problemen zusammenhängen, scheinen mir zwei hervorzustechen. Vorerst nach der motorischen Seite: Warum schläft der Nachtwandler, der sich angeblich eines besonders tiefen Schlafes erfreut, nicht ruhig weiter und verarbeitet die Komplexe seines Unbewußten etwa im Traum, eventuell mit Reden oder Bewegungen in diesem, sondern wird emporgerissen und zum Herumgehen und allerlei komplizierten Handlungen getrieben? Ist doch eine der wichtigsten Aufgaben des Traums, das ruhige Weiter-schlafen zu ermöglichen. Und dann zum zweiten: Welcher Wert und Bedeutung kommt eigentlich dem Monde und seinem Lichte zu? Diese beiden Hauptfragen wird jede Theorie beantworten müssen, die der Frage des Nachtwandels und der Mondsucht gerecht werden will.

I. Medizinischer Teil.

Fall 1.

Vor mehreren Jahren behandelte ich eine damals 22-jährige, ausnehmend libidinöse Hysterika aus einer von Vaters wie von Mutters Seite schwer degenerierten Familie. Alkoholismus und Epilepsie sind mit Sicherheit beiderseits bis in die dritte Aszendenz zu verfolgen. Die Schwester des Vaters ist geisteskrank, die Mutter der Patientin in ihrer Jugend Bett-nässerin und mondsüchtig gewesen. Diese Mutter zeichnet sich gleich ihrem Vater, wenn er betrunken war, durch Grausamkeit und Lust am Schlagen aus, Eigenschaften, die sie nach unserer Patientin bisweilen fast jeder Besinnung berauben und im Zorn an Raserei grenzen. Die Kranke selber war als jüngstes Kind der verzogene Liebling beider Eltern gewesen und von diesen gern morgens zum Spielen ins Bett genommen worden, bis in ihr 7. Lebensjahr hinein. In den ersten drei Lebensjahren schlief sie auch immer zwischen den Eltern, am liebsten auf der inneren Kante eines der beiden Betten und mit gespreizten Beinen, so das Wort ihrer Mutter erfüllend: »Ein Fuß gehört mir und einer dem Vater!« Am stärksten jedoch zog es sie zur Mutter, an der sie sich früh schon geschlechtlich erregte — wenn ihren Angaben zu trauen ist, schon im ersten Lebensjahr, während sie, an der Brust der Mutter saugend, auf deren Schoße saß. Bald hatte die Kleine auch gelernt, daß, wenn man krank sei, man neue Spielsachen erhalte und vor allem besonders viel Liebkosungen und Zärtlichkeiten, weshalb sie sich auch öfters absichtlich krank stellte oder von schwarzen Gestalten und Fratzen phantasierte, die sie gar nicht sah, nur um die Mutter zu zwingen, bei ihr zu bleiben und besonders lieb und zärtlich zu sein. Schon im zweiten Lebensjahre will sie sich ferner geflissentlich im Bett »recht lieb« hingelegt haben, um Vater und Mutter zu gefallen und geschlechtliche Lust dafür zu ernten. Der Vater ließ sie dann auf seinen Knien reiten, streichelte sie ad nates und küßte sie leidenschaftlich auf die Lippen. Noch höher aber stieg die Lust bei der Mutter.

War diese gut aufgelegt und die Kleine wieder recht lieb gewesen, dann durfte sie zu ihr unter das Federbett kriechen und sich recht fest an deren Körper anschmiegen (»wie eine Schlange anwinden«). Bei den drallen Formen der Mutter schuf ihr dies außerordentliche Lust, ja, führte nicht selten sogar zur Auspressung von Sekret aus dem Cervix uteri. (»Das Gute kommt«, wie sie es nannte.)

Von pathologischen Affektionen ihrer Kindheit erwähne ich als zu meinem Thema gehörig Fraisenanfälle und Enuresis nocturna. Patientin hatte im ersten Lebensjahre tatsächlich eine Gehirnerschütterung erlitten (durch Angeschleudertwerden an eine Ziegelwand) mit folgenden organisch-eklamptischen Attacken. Die große Liebe, die sie dabei erfahren, bewog sie auch später, jene Fraisenanfälle hysterisch zu imitieren. Als sie z. B. im vierten Lebensjahre in einem Kinderbett schlafen sollte, also nicht mehr zwischen den geliebten Eltern, produzierte sie alsbald Angstzustände, in denen sie Fratzen und Hexen sah, wie im Beginn der eklamptischen Attacken, worauf sie die erschreckte Mutter wieder zu sich ins Bett nahm. Auch späterhin fing sie oft zu stöhnen und zu lamentieren an, damit sie die Mutter, die vermeintlichen Fraisen zurückzuhalten, in ihre Arme nehme, worauf sie sich nach Herzenslust erregen konnte. Wie sie berichtet, preßte sie auf dem Gipfel des Orgasmus ein Sekret aus, ihr Körper begann sich in Zuckungen zu winden, sie wurde hochrot im Gesicht, verdrehte die Augen und die Sinne schwanden ihr fast vor lauter Wollust.

Von ihrer Enuresis, beziehungsweise Urethralerotik erzählt Patientin: »Wenn ich mich an dem Schenkel der Mutter oder des Bruders beeilte, so kam nicht bloß ‚Das Gute‘, sondern häufig auch Urin mit. Mit acht Jahren etwa stellte sich oft ein enormer Harndrang, namentlich nachts ein, der mich zum Bettnässen veranlaßte, was aber wohl dem Wunsche entsprach, nicht Urin, sondern dasselbe Sekret abzusondern wie mit zwei, drei Jahren, als ich mich an der Mutter so wahn-sinnig erregte, namentlich wenn ich beim Liegen im Bett ihren Schenkel zwischen meine schob. Trotz aller Vorwürfe und Strafen konnte ich es nicht lassen. Am sonderbarsten

war, daß ich meist, wenn ich Harn ließ, aufwachte, aber vor lauter Wollust doch nicht im stande war, diesen aufzuhalten.«

Von ihren verschiedenen Perversionen hebe ich hervor eine besonders starke homosexuelle Veranlagung,¹⁾ obwohl sie mit einer Legion von Männern normale Liebesverhältnisse hatte mit vollem Sexualgenuß. Des weiteren als sado-masochistische Züge eine ausnehmende Lust am Schlagen und Geschlagenwerden sowie ihr heißes Verlangen nach Blut. Und zwar errege es sie gleich sexuell, Blut bei den anderen wie bei sich selbst zu sehen. Ich habe diesen ihren Blutsadismus anderen Ortes ausführlich beschrieben²⁾ und will hier nur zwei Umstände daraus anführen, die auch für ihre Mondsucht bedeutsam wurden. Zunächst ihre mächtig gesteigerte Vaginalerotik, die namentlich ad menstruationem besonders wölüstig angeregt war. Zum zweiten aber, daß unsere Patientin bereits mit zwei Jahren bei einer Hämoptye der Mutter sexuelle Lust empfunden haben will. Auf deren Schoße sitzend, reizte sie sich eben an deren Brust, als die Mutter sich erst zu räuspern und dann Blut zu husten begann. Sie griff nun nach deren blutigen Lippen, um nachher ihre Finger abzuschlecken. Infolge der gleichzeitigen geschlechtlichen Übererregung habe ihr das Blut enorme Wollust bereitet, wie fort-ab stets, wenn sie es wieder erblickte.

Aus ihrem sonstigen Leben will ich nur noch zwei Punkte anführen, die nicht ohne Belang für unser Problem sind. Vorerst einen Wohnungswechsel nach Vaters Tode in unserer Kranken siebentem Jahre. Dann ihr schon mit drei bis vier Jahren erwachendes heißes Verlangen, Mutter zu spielen, und zwar am liebsten an einem lebenden Kinde. Ein Puppenwickelkind, das sie bekam, war nur ein Surrogat, obwohl sie auch dieses faute de mieux dann leidenschaftlich herumtrug und nicht einmal im Schlafe aus ihren Armen ließ. Mit acht Jahren war es ihr größtes Vergnügen, ein kleines zweijähriges Mädchen vom Hause herumzutragen und einzusingen, wie es ihr selbst die

¹⁾ Diese homosexuelle Neigung war in der Kindheit und beginnenden Pubertät zunächst auf die eigene Mutter gerichtet.

²⁾ »Über den sado-masochistischen Komplex«, Jahrb. f. psychoanal. Forsch., Bd. 5, S. 224—230.

Mutter einst tat. »Das Kinderherumtragen war meine größte Leidenschaft bis zu 14 Jahren.«

Ich sagte oben, ihre Mutter sei Sadistin gewesen und gleichfalls mondsüchtig. »Mutter selbst erzählte mir, daß auch sie bei Nacht ziemlich häufig wandelte. Sie sei als Kind im Zimmer herumspaziert, ohne ihr Bett wieder finden zu können. Immer und immer wäre sie an diesem vorbeigelaufen, ohne hineinzufinden. Dann fing sie aus Angst furchtbar um ihr Bett zu jammern an, bis Großmutter erwachte und sie ins Bett hob. In der Früh wußte sie nicht das geringste mehr davon. Ebenso war es mit dem Urindrang. Allnächtlich bekam sie furchtbaren Harndrang und suchte den Nachttopf, aber, obwohl er stets am gewöhnlichen Platze stand, vermochte sie ihn nicht zu finden. Indes wurde der Drang stets ärger, so daß sie im Schlafe während des Suchens furchtbar zu stöhnen begann. Das ganze Zimmer suchte sie ab, ja, kroch selbst unter dem Bette herum, ohne an den Topf, der sich dort befand, anzustoßen oder ihn zu bemerken. Oft fand sie dann auch nicht mehr ins Bett, bis Großmutter durch ihr Stöhnen erwachte, ihr das Verlangte brachte und sie ins Bett hob. Es passierte ihr ziemlich häufig, daß sie infolge des enormen Harndrangs unter dem Suchen das Bett oder das Zimmer näßte, worauf es natürlich viele Schläge gab. Sonst verhielt sie sich späterhin im Schlafe ganz ruhig, mußte jedoch, wenn sie ihr Bett nicht fand, halbe Nächte im kalten Zimmer verbringen. Als ich nun selber einmal das Bett naß machte, schlug sie mich mit den Worten: ‚Jedesmal, so oft es dir passiert, bekommst du Schläge; mich hat meine Mutter auch deshalb geschlagen‘. Trotzdem sie also aus eigener Erfahrung wußte, daß sie nichts dafür gekonnt, schlug sie mich doch. Außerdem übte auch der Mond auf die Mutter eine riesige Macht aus. Da ihr Wohnhaus niedrig war und auf dem Lande im Freien stand, es obendrein keine Rouleaux besaß, schien der Mond in hellen Nächten bis in den äußersten Winkel. Im Zimmer stand ein Kasten, der oben mit einer Menge von Blumenstöcken, Figuren und Glasstürzen besetzt war. Auf diesen Kasten stieg sie nun hinauf, nachdem sie vorher Stück für Stück herabgenommen und auf den Boden gestellt hatte,

ohne etwas zu zerbrechen. Dann fing sie auf dem Kasten zu tanzen an, aber nur in mondhellen Nächten. Endlich räumte sie alles wieder haargenau auf denselben Platz und stieg zum Fenster hinaus, nicht ohne zuvor eine Menge Blumenstöcke von dort weggeräumt zu haben. Vom Fenster aus gelangte sie in den Hof, wo sie promenierte, kletterte über den Gartenzaun und spazierte mindestens eine Stunde herum. Dann ging sie zurück, ordnete wieder genau die Blumen am Fenster und — fand nicht ins Bett. Am nächsten Tage gab's dann immer Spektakel, wenn Großmutter in der Nacht geweckt worden war.«

In diesem Berichte ist außer den später von der Tochter übernommenen Phänomenen des Sadismus, der Urethralerotik und der Mondsucht hauptsächlich das Verhalten der Mutter im Schlafwandeln merkwürdig. Sie muß offenbar eine Vorstellung besitzen, wo die Blumenstöcke stehen, die sie vom Kasten und Fenster wegräumt, aber anderseits trifft sie weder ins Bett noch zum Nachtgeschirr, die sich doch am gewöhnlichen Platze befinden. Auch das Tanzen auf dem Kasten im hellen Mondenschein sowie das Hinaussteigen zum Fenster, Herumklettern und Spazieren wollen wir für später ad notam nehmen.

Ehe ich im Berichte der Patientin fortfahre, sei etwas über seine Entstehung erzählt. Die Kranke hatte ob verschiedener schwerer hier nicht näher berührter hysterischer Symptome schon neun Monate eine psychoanalytische Kur bei mir durchgemacht, als sie eines Tages mit dem Vorschlag heraustrückte, für mich ihre Autobiographie zu schreiben. Ich willigte ein und sie brachte mir nach und nach ca. 250 Seiten Folioformat, die sie ohne Einflußnahme von meiner Seite fertiggestellt hatte, allerdings nachdem sie in jener monatelangen Behandlung sich die Technik der Analyse, soweit sie in ihrem Fall in Betracht kam, gut und völlig zu eigen gemacht hatte. Während unserer gemeinsamen Auflösungsarbeit war von ihrem Nachwandeln überhaupt nicht gesprochen worden. Ich habe also in gar keiner Weise ihre Erklärung beeinflußt oder beeinflussen können. Sie entsprang einzig den Einfällen der Kranken und der Anwendung ihrer

neugewonnenen Erkenntnisse vom Unbewußten auf die Deutung ihrer Symptome.

Da finde ich zunächst in ihrer Lebensbeschreibung einige hochinteressante Punkte. „Noch mit 2—3 Jahren mußte Mutter mich auf meine Bitten einschläfern. Lagen wir mit-sammen im Bette, so stellte ich mich oft schlafend und griff angeblich »im Schlafe« an der Mutter Brust, um mich dort zu begeben. Auch deckte ich mich oft ab, wieder vorgeblich während des Schlafens, und legte mich »recht lieb« hin. Dann weckte ich die Mutter durch Husten, worauf sie wach wurde, mich streichelte, lieb-koste und nach ihrer Gewohnheit auch an den Genitalien küßte. Nicht selten stand ich — ein Vor-läufer meines späteren Nachtwandelns — im Bette zwischen den Eltern auf und legte mich zu Füßen der Mutter, wie sie meinte, schlafend, in Wirklichkeit aber in wachem Zustande, nur mit geschlossenen Augen. Dann riß ich der Mutter auch das Federbett weg und blinzelte etwas auf sie hin, um ihren nackten Körper zu sehen, was ich vom Fußende aus besser tun konnte, als wäre ich neben ihr gelegen. Wachte sie nun auf, so nahm sie mich herauf auf meinen Platz, küßte mich oft am ganzen Körper ab und deckte mich zu. Ich aber schlug dann, wie erwachend, die Augen auf, sie küßte mir auch diese und sagte, ich solle nur ruhig weiter schlafen, was ich dann auch tat. Noch früher, schon mit 1—2 Jahren, stellte ich mich schlafend, wenn die Eltern zu Bette gingen, um Lieb-kosungen zu erhalten, weil Vater und Mutter immer sagten: »Schau, wie lieb, wie ein Engerl!« Sie küßten mich dann und ich schlug, wie aus tiefem Schlaf erwachend, die Augen auf. Dies war das erstemal, wo ich mich schlafend stellte. Oft lag ich so scheinbar schlafend, eigentlich aber in wachem Zustand, ziemlich lange da. Denn, wie die Eltern sahen, ich schlief, so erzählten sie sich allerhand über uns Kinder. Besonders Mutter sprach oft über meine Vorzüge, oder daß die Leute mich lobten und »so lieb« fanden, was sie in meiner Gegenwart, um mich nicht eitel zu machen, nie sagten.“

Wie hier eine Periode vorausgeht, da sich die Kleine absichtlich schlafend stellt, um Liebes zu hören, Liebkosungen zu empfangen und sexuelle Handlungen begehen zu dürfen, ohne

doch, weil alles im Schlaf geschehen, verantwortlich zu sein und irgend eine Strafe befürchten zu müssen, so findet man ähnliche erotische Motive und analoges Gehaben auch in der Vorgeschichte ihres anderen Schlafhandelns. Als sie mit zwei Jahren zu sprechen begann, hielten sie beide Eltern an, alles zu erzählen, was ihr begegnet sei, z. B. während der Abwesenheit des einen oder anderen Teiles. Wachste sie in der Früh im Bette zwischen den Eltern liegend auf, so mußte sie dann haarklein berichten, was sie tagsüber erlebt, mit den Geschwistern getrieben, was sich in der Schule ereignet hatte, usw. Und sie tat es um so lieber, weil sie bei diesen Erzählungen immer sowohl an dem Körper des Vaters als der Mutter sich mehr oder minder erregen konnte. Ja, es wurde aus eben diesem Grunde das Erzählenmüssen ihr direkt zum Zwang, unter dem sie oft fürchterlich zu leiden hatte. Die sehr bigotte Mutter schickte sie von ihrem sechsten Jahre ab mit ihrer Schwester auch stets in die Predigt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, diese zu Hause wiederzugeben. Und, obwohl sie wegen ihres schlechten Kopfes sich mit jedem Gedicht oder Lesestücke, das sie von der Schule aus zu lernen hatte, fürchterlich rackern mußte, stellte sie sich jetzt zu Hause auf einen Fußschemel, breitete ein Handtuch über die Schultern und begann die ganze Predigt herunterzuleiern, wie sie's in der Kirche vom Geistlichen gehört hatte. Und dies alles bloß aus Liebe zur Mutter! Auch in ihre Lehrerin in der Volksschule, die sie oft wegen ihrer Unaufmerksamkeit schlug und auch sonst nicht gerade liebevoll behandelte, war sie nach ihren eigenen Worten direkt verliebt, was ein Motiv für dasspättere nachtwandlerische Lernen, Singen und Gedichtaufsagen abgab, während die Lust am Geschlagenwerden mit Schuld daran war, daß sie trotz aller Bemühungen so schlecht begriff.

„Während meiner ganzen Kindheit“, berichtet Patientin, „sprach ich viel im Schlafe. Hatte ich eine Aufgabe zu lernen auf, so sagte ich das betreffende Lesestück oder Gedicht fortwährend im Schlafe her. Das erste Mal geschah dies mit 8 Jahren in einer mondhellen Nacht, daß ich — ich lag damals mit meiner Schwester in einem Bett — in der

Nacht aufstand, ein Gedicht vortrug und Lieder sang. Auch hielt ich um dieselbe Zeit, auf dem Sessel oder im Bett stehend, Predigten, wie ich sie Tags vorher in der Kirche gehört hatte. Außerdem plauderte ich alles aus, was ich an dem betreffenden Tage getan oder gespielt hatte. Wie hatte ich oft Angst, etwas von meinen sexuellen Spielen mit dem Bruder auszuplaudern! Aber es muß doch nie geschehen sein, sonst hätte es Mutter mir schon gesagt, denn sie erzählte immer alles, was ich während der Nacht sprach.“ Ich darf dies Schlafhandeln vielleicht zusammenfassend derart auslegen: Tag und Nacht lernt sie für die geliebte, aber kühle Lehrerin und ist bestrebt, das Wohlwollen dieser, sowie durch das Predigen und Erzählen aller Tagesereignisse auch ihrer Mutter sich zu erobern oder zu erhalten.

„Was nun das Sprechen im Schlafe betrifft, so begann ich schon mit 2—3 Jahren, in wachem Zustande mich schlafend zu stellen und aus dem Schlafe heraus zu reden. Ich tat z. B. als wäre ich von schrecklichen Träumen geplagt, und schrie voll Angst im angeblichen Traum: »Mutter, Mutter, halt mich!« oder »Bleib bei mir!« oder ähnliche Sachen. Nun nahm mich Mutter, wie vorausgesehen, unter ihr Federbett und beruhigte mich, ich aber erregte mich natürlich, indem ich meine Beine um ihren Körper preßte, angeblich aus Furcht vor Hexen, und gleich darauf trat so ein »Fraisenanfall« ein, d. h. ich begeisterte mich jetzt, bis »das Gute« kam.“

Bemerkenswert ist noch, daß sie im Schlafe viel um sich schlug, was ihr als Tochter einer so grausamen Mutter, die selbst Sado-Masochistin war, ganz außerordentliche Lustgefühle machte. Schon mit 2—3 Jahren stieß sie bei Nacht, wenn sie zwischen den Eltern lag, mit Händen und Füßen gegen diese, was sie ganz bewußt tat, während die anderen meinten, es geschehe im Schlafe. Dies brachte den Vorteil, daß man für alles, was im Schlaf erfolgte, nicht verantwortlich war, dieweil es eben in einem bewußtlosen Zustand passierte. Als in ihrem siebenten Jahre nach dem Tode des Vaters die Wohnung gewechselt ward, mußte sie nunmehr mit der um sechs Jahre älteren Schwester das Lager teilen.

„Meine Schwester hatte die Gewohnheit, sich im Schlafe abzudecken oder auch meine Beine mit den ihren zu umschlingen. Ich dagegen schlug sie fortwährend entweder mit Händen oder Füßen im Schlafe. Natürlich konnte ich nichts dafür, da es ja wirklich im Schlafe geschah, doch da es meine Schwester nicht mehr aushielt, mußte ich mich zur Mutter legen. Auch die schlug ich im Schlafe. Außerdem schmiegte ich mich an ihren Körper, hauptsächlich an ihr Gesäß, fest an und reizte mich wollüstig. Denn einer Berührung mit der Mutter auszuweichen, war bei ihrem starken Körper und in dem engen Bette einfach unmöglich. Nur tat ich es bei ihr völlig bewußt, bloß sie war der Meinung, ich presse mich im Schlafe an, weil ich keinen Platz im Bette habe. Warum ich als kleines Kind im Bette meine Eltern schlug, war einfach der Wunsch, sie einmal nach Herzenslust schlagen zu können, und, da dies bei Tage unmöglich war, tat ich's im Schlafe, wo man für sein Tun nicht verantwortlich ist. Als ich dann mit sieben Jahren meine Schwester wirklich im Schlafe schlug, war es wieder der Wunsch, mich wie als Kind, an Schlägen wollüstig erregen zu können.“ In diesem Verlangen, Mutter und Schwester nach Herzenslust zu schlagen, was infolge ihrer konstitutionell gesteigerten Muskelerotik sie sexuell besonders aufregte, bricht wiederum ihr Sadismus durch, den ich anderwärts in extenso beschrieb.¹⁾

Wirft man hier einen Rückblick auf ihr Schlafhandeln, so kann man feststellen, daß diesem ausnahmslos sexuelle Wünsche zu Grunde lagen, ähnlich wie auch der Traum bekanntlich stets auch die Erfüllung infantiler Wünsche darstellt. Selbst scheinbar asexuellem Tun fehlt bei näherem Eindringen gar nie die deutlich erotische Seite. So predigt z. B. unsere Kranke dem Wort und Auftrag der Mutter gemäß, um deren Liebe als Lohn zu empfangen. Das nächtliche Lernen hingegen entspringt der starken Herzensneigung zur Lehrerin, welche Neigung wieder Auflagerung der Liebe zur Mutter ist. Natürlich handelt es sich stets um Wünsche, die, im wachen Zustand scharf verpönt, bloß in der Bewußtlosigkeit, wie etwa im Schlafe durchsetzbar sind, oder, wie bei der Fraisen-

¹⁾ Vgl. Anmerkung 1 auf S. 7.

imitation, erst im Bett der Mutter befriedigt werden können. Das Schlafhandeln diene dann trefflich dazu, sexuell zu genießen, doch ohne Schuld und Verantwortlichkeit. Ganz regelmäßig ging ferner dem unbewußten Schlafhandeln ein bewußtes voraus, d. h. eine Zeit, da die Kranke im Wachen, doch geschlossenen Auges, in einem scheinbaren Schlafe demnach, das Nämliche tat, wie später in wirklich bewußtlosem Zustande. Was also dann als unbewußtes Schlafhandeln imponierte, ward früher immer bewußt geübt, fast möchte ich sagen »gut einstudiert«. Nur in einzelnen Fällen bedarf es nicht einmal dieser Komödie, weil die direkte Aufforderung einer geliebten Person (»Du sollst alles erzählen«, »Du mußt fleißig lernen«, »Du hast die Predigt genau wiederzugeben«) und eine gut versteckte Erotik ein öffentliches Tun ohne weiteres gestatten. Zu beachten ist ferner, daß die Kranke auch im Schlaf nie etwas verrät, was sie sorgsam zu hehlen bemüht sein muß, wie beispielsweise die sexuellen Spiele mit ihrem Bruder. Endlich wäre noch der zumal im Schlagen auffällige Anteil der Muskelerotik hervorzuheben.

Wir fanden also bislang als Wurzeln und Motive ihres Schlafhandelns sexuelle, stark verpönte Wünsche, die obendrein oft nur im Bette zu befriedigen waren, das Bestreben ferner, ohne Schuld und Verantwortung sündigen zu dürfen, des weiteren immer Vorübung noch in wachem Zustand und endlich als organische Wurzel, zumindest der Lust am Schlagen im Schlafe, die von Haus aus gesteigerte Muskelerotik. Fast alles spielt sich im Bette selbst ab, nur ganz gelegentlich außerhalb desselben, doch stets in der Nähe. Kompliziertere Leistungen fehlen noch ganz. Desgleichen war vom Einfluß des Lichtes oder des Mondes noch nicht die Rede. Nur ganz beiläufig wurde erwähnt, daß die Kranke zum ersten nächtlichen Lernen im Mondschein aufstand.

Die Gruppe der jetzt zu besprechenden Phänomene zeigt wesentlich kompliziertere Leistungen und steht obendrein unter dem deutlichen Einfluß des Lichts oder Mondes. »Im vierten Lebensjahre«, erzählt die Patientin, »ward ich zum erstenmal in ein eigenes Kinderbett gelegt, damit die Mutter, welche tags zuvor Blut zu husten begonnen, mehr Ruhe hätte. Sie

hatte das Netz meines Gitterbetts geschlossen und, damit ich mich nicht fürchten solle, das letztere an ihr großes Bett geschoben. Ich stellte mich nun schlafend und, als dann die Eltern eingeschlafen waren, stieg ich über das Gitter, doch derart unglücklich, daß ich in das Bett der Mutter stürzte. Dann wurde ich rasch in mein Bett zurückgelegt, ohne Blut gesehen zu haben, wonach mein Verlangen besonders stand. Da ich nun öfters, fast jegliche Nacht, von neuem in der Mutter Bett zu steigen versuchte, stellte diese endlich mein Bett an die Mauer, damit ich nicht mehr zu ihr hinübersteigen könne. Als ich schon einige Monate allein im Kinderbett lag, erwischte sie mich trotzdem eines Nachts, als ich, nun wirklich im Schlafe, über das Gitter steigen wollte und mich dabei im Netze verhängte. Glücklicherweise aber fiel ich nicht hinaus, sondern zurück ins Bett. Zu jener Zeit produzierte ich auch meine angeblichen Fraisen, um von der Mutter ins Bett genommen zu werden und mich an ihr erregen zu können.«

»Mutter bekam erst wieder Bluthusten, als ich zehn Jahre alt war und wir bereits die neue Wohnung bezogen hatten. In diesem Jahre befielen sie gleich zweimal so starke Blutungen, daß sie wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte. Damals, in meinem 11. Jahre, begann ich zu nachtwandeln. Was mich auftrieb, war wieder Mutters Bluthusten, sowie mein Verlangen, ihr Blut zu sehen, beides Dinge, um derentwillen ich schon mit vier Jahren mich schlafend gestellt hatte, damit ich zur Mutter ins Bett steigen könne«. Bei dieser schweren Haemoptoe der Mutter erwies sie sich als derart ideale Pflegerin, daß jene nur immer sie haben wollte. Unermüdlich wachte sie bei Tag und Nacht, im Verein mit den Schwestern alle paar Minuten die verordneten Eisumschläge wechselnd. »Keinen Moment wich ich vom Krankenlager der Mutter und, löste mich eine meiner Schwestern ab, so war ich oft kaum zu bewegen, mich angezogen auf eine Stunde ins Bett zu legen. Lag ich nun in diesem, so warf ich mich, von Angst gepackt, unruhig umher und war erst froh, wenn ich wieder am Bette der Mutter saß«. Diese fürchterlichen Angstzustände waren aber nicht bloß Furcht um das Leben der teuren Mutter, sondern noch weit mehr unterdrückte Libido.

Trotz alles Kummers um die Leiden jener konnte sie sich nämlich bei den Umschlägen auf deren schneeweiße Brust, sowie beim Bluthusten der stärksten sexuellen Lustempfindungen nicht erwehren. Diese intensive Krankenpflege währte vier Wochen, bis endlich eine Krankenschwester zur Hilfe kam.

»Als ich mich nun endlich die erste Nacht ausschlafen konnte, verfiel ich wie fortab immer vor jedem Nachtwandeln in einen tiefen Schlaf. Neben meinem Bett befand sich der Tisch mit Mutters Arzneien, auf dem Fensterbrett hinter dem Vorhang die Lampe, welche ihren Schein in mein Bett warf. Auf einmal stand ich im Schlafe auf, ging zu der Mutter Bett und beugte mich über sie. Die Mutter schlug die Augen auf, regte sich aber nicht. Da erwachte die Schwester, die auf dem Sofa neben Mutters Bett eingenickt war, und fuhr erschreckt empor, als sie mich da im Hemde erblickte. Sie dachte, der Mutter wäre etwas passiert, doch diese winkte ihr mit der Hand ab, sie möchte mich nur gewähren lassen und sich still verhalten. Ich küßte meine Mutter und wechselte den Umschlag, wahrscheinlich um ihre Brust zu sehen. Als ich nun kein Blut erblicken konnte, entfernte ich mich lautlos und ging zum Tisch, wo ich alle Medikamente schön zusammenstellte, um Platz zu schaffen, dann in die stockfinstere Küche hinaus, ohne irgendwo anzustoßen. Dort nahm ich aus der Küchenkredenz eine Schale mit Untertasse und Löffel heraus und begab mich wieder ins Zimmer zurück. Nun ergriff ich ein Krügelglas mit Wasser, das daselbst stand, und schenkte das Wasser vorsichtig in die Schale, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten. Dabei sprach ich halblaut vor mich hin: ‚Nun kann der Emil (mein Schwager, der längere Zeit das Frühstück bei uns nahm) schon frühstücken kommen, ohne die Mutter (welche es ihm immer hergerichtet hatte) zu stören‘. Dann legte ich mich in mein Bett zurück und schlief wieder einige Stunden sehr tief, wie ich nur beim Nachtwandeln schlafe, ohne aufzuschreien. Alles, was ich vorhin schilderte, hat mir die Klosterschwester nachträglich erzählt. Natürlich hatte ich alles mit geschlossenen Augen getan, ohne es zu wissen, und bewegte mich trotzdem im Dunklen so

sicher, als wäre es heller Tag gewesen. Am nächsten Morgen erzählte man es mir und lachte darüber«.

Nun will ich noch vom Einfluß des Lichtes auf ihr Schlafwandeln im Zusammenhang berichten. »Auch hier gab wieder Mutters Bluthusten den äußern Anlaß, wie damals in meinem vierten Jahre. Wenn Mutter krank war, ließ man stets die Lampe auf dem Fensterbrett hinter dem Vorhang hell brennen, damit sie nicht ängstlich würde. Auch jetzt (d. h. zur Zeit des ersten komplizierteren Nachtwandelns) brannte hinter dem Vorhang ein solches Licht, welches seinen Schein auf mein Bett und die Wand warf. Als ich in meinem vierten Jahre während Mutters Krankheit einige Male über das Gitter gestiegen war, ließ Mutter fortan immer Licht brennen, um mich alsbald zu sehen. Ich aber stieg eben des Lichtes halber zu ihr, denn im Dunkeln sieht man ja kein Blut. Auch wenn ich während meiner Fraisenanfälle zu lamentieren anfang, zündete sie Licht an und kam zu meinem Bette. Oder sie sagte, wenn mein Bett an das ihrige angerückt war: ‚Wart’ einen Augenblick, dann mach’ ich Licht und hole dich, oder du kannst auch zu mir klettern‘. Am nächsten Tage lachte ich mit den Eltern über den nächtlichen Besuch, ohne zu ahnen, daß ich ihn in kurzer Zeit nun wirklich im Schlafe wiederholen sollte. Und zwar doch nur, um mich, wie das allererste Mal, an dem Blute der Mutter zu begeistern. Jetzt, da sie während ihrer Krankheit ein Licht brennen hatte, lockte mich dies im Schlafe, zu ihr zu steigen, wie das erste Mal, als sie extra zum Hinübersteigen Licht gemacht hatte«.

Noch tiefer in die Ätiologie führt folgende Erinnerung: »Mutter hatte immer die Gewohnheit, wenn wir Kinder schliefen, von Lager zu Lager zu gehen und uns mit der Lampe zu beleuchten, um sich zu überzeugen, ob wir auch schliefen. Ich spürte im Schlafe das Licht, das mich zur Mutter rief. Hatte sie mir ja doch das erste Mal geleuchtet, damit ich zu ihr ins Bett steigen könne. Jetzt meinte ich im Schlafe, als ich das Licht sah, sie rief mich wieder, und so fand sie mich oft im Begriffe hinüberzusteigen. Ich sehe mich noch heute mit dem einen Fuß schon über dem Gitter, so daß ich fast in reitender Stellung war. Doch geschah mir nie etwas.

Wenn ich den Schein der Kerze oder Lampe auf meinem Gesichte fühlte, ging eine völlige Umwandlung in meinem Innern vor. Fast möchte ich sagen: ich verspürte ein großes Lustgefühl. Ich kam mir im Schlafe vor wie ein übernatürliches Wesen. Den Schein spürte ich sofort, auch wenn ich im tiefsten Schlafe lag. Von einem Erwachen war aber keine Spur. Es muß dies eine zweite Art von Bewußtsein darstellen, die mich in solchen Stunden umfängt. Ich fragte meine Mutter oft allerhand Sachen während des Wandeln, wußte stets, zu welcher Person ich sprach, ohne sie zu sehen, und, bevor ich sie noch sprechen hörte, nannte ich schon ihren Namen. Die Orientierung ist beim Nachtwandeln eine derart genaue, daß ich nicht einmal mit der Zehe irgendwo anstoße. Geradeso war es auch beim Urinieren, was mit dem Mond oder einem mich zufällig bescheinenden Nachtlcht zusammenhängen dürfte. Sobald ich Sekret auspreßte oder der Urin kam, befand ich mich in einem Halbschlaf, ohne mich eines enormen Wollustgefühls erwehren zu können. Dann erst kam ich zu mir. Mir scheint dies darauf zurückzugehen, daß Mutter mich als kleines Kind oft extra in der Nacht aufweckte, dabei die Lampe oder Kerze in der Hand haltend, um mich auf den Nachtopf zu setzen, besonders wenn sie mich im Schlafe lamentieren hörte und einen Fraisenanfall vermutete.«

Im folgenden wird eine völlige Identifikation mit der Mutter ausführlich berichtet, wie sie uns zum Teil schon im ersten Nachtwandeln entgegentrat, als unsere Patientin das Frühstück für ihren Schwager richtete. »Seit jenem ersten Nachtwandeln bei Mutters Bluthusten kam dies nun ziemlich häufig vor, wenn der geringste Schein von Licht auf mich fiel, wie z. B. wenn die Mutter nachts eine Kerze anzündete, um Hustentropfen zu nehmen. So kam es, daß ich, solange wir unsere Betten zusammenstehen hatten, fast allnächtlich solche Stückchen aufführte. Oft wachten meine Angehörigen gar nicht mehr auf und doch erkannten wir am nächsten Tage, wenn irgend etwas fehlte, daß ich im Schlafe die Urheberin gewesen, wie das nächste kleine Beispiel erweisen wird. Mein größter Wunsch war damals, mit 10 Jahren, ‚Mutter‘ zu sein und ein Kind zu haben, das ich ganz nach Belieben

erziehen könnte. Da geschah es eines Morgens, als Mutter aufstand und sich ankleiden wollte, daß sie ihre Wäsche nicht fand. Wir Schwestern schliefen noch beide sehr fest und Mutter wollte uns nicht wecken. Und doch konnte sie sich genau erinnern, ihre Wäsche wie immer auf den Sessel neben dem Bette gelegt zu haben. Als sie sah, daß das Suchen nutzlos sei, zog sie neue Wäsche an. Eine gute Stunde später wachte ich auf und war ganz erstaunt, mich angekleidet zu finden, und noch dazu mit Mutters Wäsche. Das Rätsel war nun gelöst. Als ich während des Nachtwandels Mutters Wäsche anzog, war es offenbar nur mein Wunsch gewesen, selbst an Stelle der Mutter zu sein, also Mutter zu spielen, wie ich tagsüber mit den Kindern getan. Gerade um diese Zeit pflegte ich mich nämlich den ganzen Tag mit Kindern herumzuschleppen, die ich quälte, grausam behandelte, ja oft aus nichtigen Anlässen schlug (alles unter großen Lustgefühlen), wie ich es selbst von meiner Mutter erfahren. Auch daß ich an Stelle der Mutter den Tisch zum Essen deckte oder ihre Wäsche und Kleider anzog, war sehr häufig der Fall, am öftesten jedoch, wenn meine Mutter wieder an Bluthusten erkrankt war oder mich das Licht im Schlafe beschien, wobei schon der Schein der Kerze genügte.«

Mit 13 Jahren endlich begann sie direkt mondsüchtig zu werden. »Ich mußte damals in einem Kabinett schlafen, welches früher mein Bruder bewohnt hatte. Dies Kabinett hatte Hofaussicht und war besonders in Vollmondnächten so hell, als brenne eine Lampe im Zimmer. Ich fürchtete mich sehr, allein in einem Raume zu schlafen. Geschah es doch damals das erste Mal in meinem Leben. In jedem Winkel, fürchtete ich, könnte jemand stehen und plötzlich hervortreten oder hinter dem Bette versteckt liegen und obwohl ich vorher überallhin mit der Kerze geleuchtet, hatte ich doch keine Ruhe und fortwährend Angst. Ich schlief vielleicht im ganzen nur 14 Tage dort, doch war es gerade zu dieser Zeit Vollmond und im Kabinette ziemlich hell.

Vor dem Schlafengehen sperrte ich die Zimmertüre, die neben unserer andern Wohnungstüre auf einen kleinen Gang mündete (wir wohnten wegen des Geschäftes parterre), immer

fest zu. Lag ich nun im Bett, war ich stets der Meinung, nicht gut zugesperrt zu haben, und stand jede Nacht drei- bis viermal, ehe ich einschlief, auf, um mich zu überzeugen, ob ich denn wirklich gut zugesperrt hätte. Dies geschah in wachem Zustand. Endlich schlief ich ein. Was dann in der Nacht vorging, davon wußte ich am nächsten Morgen gar nichts. Doch fand ich einige Tage lang in der Früh, wenn ich aufstand, die Tür, die aus meinem Zimmer auf den Gang führte, offen. Ich muß also während der Nacht im Hause herumgegangen, zum mindesten auf dem Gange gewesen sein. Mutter ward es unheimlich und sie erklärte, wenn an den nächsten Tagen in der Früh die Türe wieder offen wäre, dürfe ich nie mehr allein schlafen. Daß sie mich aber die nächste Nacht beobachten würde, daran hatte ich nicht entfernt gedacht. Bezeichnenderweise konnte sie mich, wenn ich im Schlafe sprach, um alles fragen und bekam, ohne mich aufzuwecken, korrekte Antworten. Rief sie aber während des Wandeln erschreckt meinen Namen, wie in der gleich zu beschreibenden Szene, dann wurde ich wach. Einige Nächte bin ich also wahrscheinlich weiß Gott wo im Hause bei Mondlicht herumgestiegen, ohne daß es jemand bemerkte. Nun war unser Gangfenster, das in den Hof führte und bei Nacht immer geschlossen war, ebenfalls offen. Was sich zugetragen, weiß ich nicht zu sagen, da mich niemand beobachtet hatte. Wohl aber kann ich die Vorgänge beschreiben, die meine Mutter wahrnahm und mir nachher erzählte.

Eh' ich mich niederlegte, prüfte ich erst wieder einige Male, ob die Türe gut verriegelt sei, dann schlief ich gegen 12 Uhr ein. Zwischen 12 und 1 Uhr, da ich als Kind wegen der Geisterstunde mich immer am meisten gefürchtet hatte, hörte die Mutter, die sich diese Nacht zum Wachbleiben zwang, meine Türe etwas knarren. Sie horchte und sah nun folgendes: Ich ging im Hemde leise zur Türe hinaus und zum Gangfenster, welches ich öffnete. Ich schwang mich auf das ziemlich hohe Fenster und blieb eine Weile, ohne mich zu rühren, auf demselben sitzen, indem ich fortwährend den Mond betrachtete. Dann — meiner Mutter schien es eine Ewigkeit — stieg ich wieder leise herunter und ging über den Gang leise

ins erste Stockwerk. Am halben Wege aber überlegte ich es mir, ging zurück und in mein Kabinett. Bei der Tür angekommen, kehrte ich abermals um und ging über den Gang zur Hoftür. Diese war versperrt. Wieder wandte ich mich um, und nun ging's zum Haustor. Dort blieb ich stehen. Eben probierte ich es zu öffnen, als ich meinen Namen rufen hörte. Da erschrak ich, blickte um mich und ward wach. Zitternd vor Frost, da ich ja halbnackt war, konnte ich mich kaum orientieren. Dann schlich ich in mein Bett und schlief ohne Unterbrechung.

Dies war in der zweiten Woche vorgefallen. Jeden Morgen war meine Tür offen, so daß ich wieder in Mutters Zimmer schlafen mußte. Da schien niemals der Mond herein und auch das Nachtlicht war verdeckt. Nichtsdestoweniger kam es auch in diesem Zimmer alle paar Wochen zum Nachtwandeln, wenn nur der Schein einer Kerze im Schlafe auf mich fiel. Öfter zündete ich mir auch die Kerze im Schlafe an und ging in Zimmer und Küche herum. Einige Male fand mich Mutter bei der Geschäftstür stehend, wahrscheinlich um sie zu öffnen und spazieren zu gehen. Jetzt z. B. habe ich häufig, wenn ich im Bett liege, das Verlangen, zum Fenster herauszuspringen oder beide Flügel zu öffnen, um Luft zu haben, da mir oft ängstlich zum Ersticken ist. So hatte es Mutter oft in ihrer Krankheit verlangt. Es kam auch vor, daß Mutter mich im Zimmer sitzend bei meinem Kasten fand, wo ich etwas suchte, was ich tags vorher gebraucht und mir vorgenommen hatte, es am nächsten Tage zu suchen. Meine sämtlichen Sachen hatte ich heraußen um mich liegen. Rief Mutter mich beim Namen, so ward ich wach; rief sie mich aber nicht und sprach nur so zu mir, so gab ich ihr auf alles Bescheid, ohne wach zu werden. Ich stand im Schlafe auf, zog die Kleider der Mutter an, band einen Kragen und eine Nachthaube um, nahm Abschied von den Kindern, denen ich Mutter sein sollte, trug ihnen auf, brav zu sein, und versprach, ihnen etwas mitzubringen. Dann nahm ich irgend ein Holz in die Hand, das als Schirm galt, und spazierte, es als aufgespannt in die Höhe haltend, da die Sonne schien — in Wirklichkeit war es der Schein der Lampe —, im Zimmer herum.

Der Mutter Kleider waren lang und doch trug ich die Schleppe schön und grazios, ohne auf den Rock zu steigen. Meine Mutter wälzte sich oft vor Lachen, wenn sie eine solche Karrikatur sah. Am meisten spielte ich Mutter. Oft trug ich ein kleines Stück Holz, in ein Tuch gewickelt, als Kind in meinem Arm und legte es an meine Brust. Ich sang Lieder, besänftigte zugleich mehrere Kinder und wußte von allem am nächsten Tage nichts. Am meisten mußte Mutter darüber lachen, daß, wenn ich mich anzog, ich alles vorher auf die verkehrte Seite umdrehte. Dies geht darauf zurück, daß Mutter einige Male, wenn sie in der Nacht um meinetwillen aufstehen mußte und halb verschlafen war, ganz verkehrt und verdreht in ihr Gewand schlüpfte. Solche Sachen trugen sich bis zu meinem 17. Jahre zu, da Mutter krank wurde und ich, wie oben erzählt, in Anwesenheit der Klosterschwester Kaffee kochte.¹⁾

Mutter war ziemlich oft krank, so daß neben ihrer Pflege, in der uns später eine Krankenschwester unterstützte, auch das Geschäft zu besorgen war, das bei Tag stets eine Person erforderte. Lag ich nun nach 2—3 Wochen Krankenpflege

¹⁾ Ich habe hier die Niederschrift der Patientin wörtlich wiedergegeben. Als ich ihr dann den offenbaren Widerspruch vorhielt, daß sie hier etwas in das 17. Lebensjahr verlegt, was nach einer früheren Stelle im 11. passiert sein soll, erwidert sie, hier liege tatsächlich ein früherer Irrtum vor, da Schwager Emil erst in ihrem 17. Jahre das Frühstück bei der Mutter genommen habe. Die Sache verhalte sich so. Sie habe vom 11. bis 17. Jahre viel genachtwandelt, da ihre Mutter mit zeitweiligen Unterbrechungen immer an Bluthusten gelitten habe, weshalb sie jeweils immer eine Krankenpflegerin bekamen. Mit 11 Jahren habe sie tatsächlich alles getan, was sie oben beschrieben, nur das Kaffeekochen für den Schwager falle erst in das 17. Jahr. Auch alle übrigen Schlafhandlungen seien völlig richtig angegeben. Befragt, erklärt sie, sie habe ihre ersten Menses zwischen 13 und 14 Jahren bekommen und zur Menstruationszeit besonders viel gewandelt. Stets sei sie vor der Periode sexuell sehr erregt, schlafe sehr aufgeregt und sei in jener Zeit immer im Schlafe aufgestanden. Wie schon im Texte erwähnt, wirkte Blut zu allen Zeiten außerordentlich sexuell erregend auf sie. Ich will an dieser Stelle noch einfügen, daß ihre genauen Daten, wann ein Phänomen in den allerersten Lebensjahren aufgetreten, cum grano salis zu nehmen sind, weil Erinnerungsfälschungen da stets vorkommen. Nur liegt daran nicht viel, weil die Tatsachen selber zuverlässig richtig und wenigstens beiläufig auch die Zeitangaben stimmen, wie ich durch Umfragen bei ihren Verwandten mich überzeuge.

im Bette, so verfiel ich in einen tiefen Schlaf, was mich aber nie hinderte, auf die Minute zur Stelle zu sein, wenn meine Mutter Medizin einnehmen sollte. Obwohl ich in tiefem Schlafe lag, konnte meine Mutter alles von mir haben. Sprechen durfte sie nicht, und wenn sie etwas brauchte, sagte sie's halbleise. Die Schwester, übermüdet vom Nachtwachen, schlummerte leicht, und wenn Mutter etwas brauchte, genügte es, daß sie meinen Namen hauchte, und ich war wach, obwohl ich sonst sehr schlecht höre und stets ziemlich lange geweckt werden mußte, bis ich aufwachte.

Eigentlich imitierte ich beim Nachtwandeln nur die Mutter. Daß es mir nachts, wenn ich irgend einen Gegenstand in meinen Armen hielt oder neben mich legte, vorkam, als ob es mein Kind wäre, war erstens der Wunsch, eins zu besitzen, um mit ihm sexuell spielen zu können, und ging in zweiter Linie auf meine frühe Kindheit zurück, wo ich neben der Mutter lag und sie mit mir so spielte; in dritter endlich auf eine spätere Zeit, da ich mich meiner Puppe gegenüber als Mutter fühlte, sie bei Tag nie von meinem Schoße ließ und auch des Nachts in meinen Armen hielt. Wollte mich die Mutter, wenn ich mich plötzlich in der Nacht vor Frätzen fürchtete, beruhigen, so mußte sie raschestens Licht machen. Dann erst nahm sie mich auf den Arm oder legte mich ganz zu sich. Das Licht aber mußte brennen bleiben, bis ich einschlief, damit mich die Fratzengesichter nicht peinigen konnten. Nur nach Licht schrie ich oft als Kind, Licht beruhigte mich erst ganz. Ich verlangte wohl nach Licht, um Blut zu sehen und mich gleichzeitig an der Mutter erregen zu können.

Patientin fährt in ihrem Berichte fort: »Dies war also bis zu 17 Jahren. Mit 18 mußte ich wegen einer Nervenentzündung aufs Land. Dort war ich ganz allein und auch genötigt, allein in einem Zimmer zu schlafen. Ich schlief immer sehr spät ein und einmal — mein kleines Zimmer war vom Mondlicht hell beleuchtet — stand ich auf, trat auf den kleinen Gang, der in den Hof mündete, und wollte zum Hoftor hinaus. Da dies aber versperrt war, mußte ich wieder zurück. Statt jedoch in mein Zimmer, ging ich in das Schlafzimmer meiner damaligen Quartiersfrau, welche dort mit ihrer

Tochter, einem ca. 26jährigen Mädchen, schlief. Auch in dieses Zimmer schien der Mond und langsam öffnete ich die Tür. Da erwachten beide und waren, wie sie mir am nächsten Tage mitteilten, zu Tode erschrocken. Besonders die Tochter soll es furchtbar getrieben haben, sehr ängstlich gewesen sein und sich sofort in das Bett der Mutter geflüchtet haben. Ich ging zurück. Was weiter geschah, weiß ich nicht zu sagen. Denn die Tochter hatte die Tür sofort hinter mir zugeriegelt. Ich hatte mich dort, in dem kleinen Bauerndorfe, unmöglich gemacht, und, obwohl ich das Zimmer für den ganzen Monat bezahlt hatte, zog ich es vor, schon den zweitnächsten Tag abzureisen. Wichen mir doch alle Leute aus und sahen mich mit scheelen Augen an. Und erst meine Quartiersleute! Ich sah, daß ihnen ein Stein vom Herzen fiel, als ich wegfuhr.« Auf meine Frage, ob sie vielleicht ihre Quartiersfrau besonders gern gehabt habe, erwidert Patientin: »Nein! Wohl aber eine andere Frau des Dorfes. Und es scheint, daß ich damals im Nachtwandeln zu dieser Frau hin wollte. Wenigstens liegt das Zimmer der Quartiersfrau, in das ich ging, nachdem ich das Hoftor versperrt gefunden, in der Richtung des Hauses, das jene bewohnt.

Seit dieser Zeit ist von einem Nachtwandeln auch in mond hellen Nächten nichts bekannt. Nur habe ich mir seit dieser Zeit schon einige Male während der Nacht jedoch stets meine eigene Wäsche angezogen. Ich entdeckte nämlich öfters in der Früh noch bis vor kurzem, daß ich mit Leibwäsche oder Strümpfen bekleidet war. Außerdem frisierte ich mich des Nachts häufig und, hatte ich z. B. die Haare vor dem Schlafengehen geflochten oder offen, so wachte ich morgens doch stets mit aufgesteckten Haaren auf. Besonders häufig geschieht dies unbewußte Frisieren vor der Menstruation und ist dann ein absolut sicheres Zeichen, daß dieselbe baldigst eintreten wird. Das hat folgendem Zusammenhang. Die Mutter lag beim Einschlafen niemals mit hochgesteckten Haaren, sondern stets mit herabhängendem Zopf im Bett. Bloß, wenn sie Blut hustete — zur Menstruationszeit verliere ich ebenfalls sehr viel Blut — hatte sie den Zopf nicht mehr herunter-

hängen, sondern zu einer Frisur hinaufgesteckt. Vor Eintritt der Menstruation nun quält mich dieser herabhängende Zopf am allermeisten. Also ist das Frisieren im Schlafe, das ich vor wenigen Tagen noch machte, nur der Wunsch, wieder Blut zu sehen, weshalb es meist nur vor der Menstruation auftritt.« Ich will noch ergänzen, daß das Aufhören ihrer Mondsucht mit 18 Jahren zeitlich zusammenfällt mit der Aufnahme regelmäßiger Geschlechtsbeziehungen zu verschiedenen Männern.

Über das Erwachen beim Namensanruf durch die Mutter und das Starren ins Licht, respektive in den Mond, gibt die Kranke noch einige wichtige Aufklärungen. »In der Schule waren meine Gedanken immer bei Sexuellem und so überhörte ich es ganz und gar, wenn eine Rechnung erklärt wurde. Oft nahm ich mir vor, recht aufzupassen, aber schon nach einigen Minuten war ich wieder mit geschlechtlichen Phantasien beschäftigt. Hörte ich nun meinen Namen rufen, so erwachte ich plötzlich, mußte mich aber erst orientieren, wo ich eigentlich sei. Dies Erwachen beim Aufrufen meines Namens in der Schule war ganz ähnlich jenem, wenn mich die Mutter im Nachtwandeln beim Namen rief. Beidemale erschrak ich und erwachte wie aus einem schweren Traum. Das viele Träumen jedoch im wachen Zustand geht auf meine früheste Kindheit zurück, da ich abends, wenn die Eltern miteinander sprachen, auf dem Schoße der Mutter saß und mich an ihr erregte. O, wie ließ sich's dort herrlich träumen! Immer schwelgte ich da in sexuellen Phantasien und, in diese ganz und gar vertieft, vergaß ich völlig, wo ich war, bis ich auf einmal meinen Namen rufen hörte, erschreckt auffuhr und mich nun erst orientieren mußte. Mutter rief immer ganz leise meinen Namen und fügte meist noch hinzu, wenn ich zu gähnen begann: ‚der Polster ruft dich‘ und eine feine Stimme imitierend: ‚Du möchtest schon zu ihm ins Bett kommen.‘

Noch eins: wenn ich abends auf dem Schoße der Mutter zu träumen begann, war ich gezwungen, direkt in die Flamme der Lampe zu sehen. Ich sah fortwährend hinein und war wie hypnotisiert. Beide Hände hatte ich auf der Brust der

Mutter liegen und spürte die Formen durch. Außerdem hatte ich auf ihrer linken Brust meinen Zopf liegen, was ich mit großer Vorliebe tat, da es sich so weich lag wie auf einem Polster. Ich war also gezwungen, ins Licht zu blicken, und schaute fortwährend in die Flamme, bis mir die Augen zufielen. Dann lag ich in einem Halbschlaf, in dem ich die Stimmen meiner Angehörigen hörte, ohne zu verstehen, was gesprochen wurde. So ließ es sich am besten träumen, bis die Mutter meinen Namen rief und ich erwachte. Jeden Tag freute ich mich schon auf diesen Schlaf beim Schein der Lampe und das Begeilen auf dem Schoße der Mutter. Ich lag auch so ruhig und mit geschlossenen Augen da, daß alle meinten, ich schliefe fest. Und doch weiß ich sicher, daß es kein gewöhnlicher Schlaf war, sondern bloß eine ‚Träumerei‘, aus der ich nur erwachte, wenn Mutter mich beim Namen rief. Tat sie das nicht, sondern zog mich ruhig aus und legte mich ins Bett, so begann ich dann unruhig zu werden. Ich stand im Bette auf, legte mich hinunter zu den Füßen und pflegte auch aufzuschreien und mich herumzuwerfen, bis Mutter mich ganz entsetzt beim Namen rief und mich beruhigte. Ich glaube, in diesen Erlebnissen liegt wieder eine Wurzel für mein Anstarren des Mondes beim Nachtwandeln, sowie für den durch das Fixieren des Lichtes erzeugten Traumzustand.«

Zum Schlusse noch einige minder wichtige psychische Überdeterminierungen. »Wenn ich mit 4, 5 Jahren in den Mond schaute, hatte ich oft Lust, über die Häuser in den Mond hinaufzusteigen. Doch wußte ich damals noch gar nichts von Mondsüchtigen. Um dieselbe Zeit sangen meine Schwestern oft das bekannte Lied: Was für ein schief's Gesicht, Mond, machst nur du? Als ich dann Gelegenheit hatte, den Mond einmal vom Fenster aus zu sehen, da starrte ich ebenfalls immer hin, um das Gesicht und die Augen zu entdecken. Auch damals wurden meine Augen müde und fielen zu. Später, mit 9—10 Jahren hörte ich von Kindern, daß im Monde Leute wohnten. Gar zu gern hätte ich gewußt, wie die Leute dort aussehen, und, so oft Vollmond war, starrte ich ihn beständig an. Ich hatte vernommen, es wohnten andere Leute dort, anders geartete, ich wollte andere

Menschen haben. Vielleicht hatten sie andere Sitten und Gedanken, liefen nackt umher wie im Paradies, und da wollte ich hinauf, dort ein freies Leben führen, mit Buben wie mit Mädeln. Schon als Kind kam ich mir ganz anders vor wie die übrigen Menschen wegen meiner sexuellen Sachen und der geschlechtlichen Phantasien in der Schule. Immer glaubte ich, ich sei was Besonderes und gehöre darum nicht auf die Erde, sondern auf den Mond. Als ich einmal das Wörtchen ‚Mondkalb‘ hörte und nach dessen Bedeutung fragte, sagte man mir zu Hause, das seien mißgestaltete Kinder.

Ich aber dachte, das verstünden sie nicht; die Kinder werden halt anders geartet sein, sowie die Leute im Monde alle sind, daß sie ganz anders empfinden und ein ganz anderes sexuelles Leben führen als wir. Ich dachte, sie empfinden für beide Geschlechter, weil Mutter immer sagte: ‚Mit Buben darf man nicht allein sein!‘ und daß dies im Mond erlaubt sei, da werde kein Geschlechtsunterschied beim Spielen gemacht«.

Als ich sie zum Schlusse noch scharf befragte, ob ihre Erklärung für das Anstarren des Mondes, daß sie Mond- und Lampenlicht identifiziere, erschöpfend sei, erklärte sie sofort, ihr habe sich schon früher eine andere Lösung aufgedrängt, die sie nur als »zu dumm« verworfen hätte. »Die leuchtende Mondscheibe erinnert mich nämlich an den leuchtenden Frauenleib, an den Bauch und vor allem an den Popo. Wenn ich ein Frauenzimmer von rückwärts sehe, regt mich das ungemein auf. Sobald ich mich an jemand begeile und die Hand an seinem Popo habe — dabei denke ich immer an ein Frauenzimmer — fällt mir stets der Mond ein, aber in Erinnerung an einen Frauenkörper.«

Nach dieser Erklärung würde also der Mondsüchtige das Nachtgestirn anstarren, weil die runde Scheibe sexuelle Kindheitserinnerungen weckt an den Frauenleib oder, was ich von anderer Seite erfuhr, an die Frauenbrust, am häufigsten aber an das Gesäß. Und es ist bezeichnend, daß derart anziehend immer nur die Vollmondscheibe wirkt, nicht etwa der Halbmond oder gar die Sichel. Zu dieser Erklärung stimmt noch eine Alltagserfahrung gut. Wenn Kinder die Vollmond-

scheibe erblicken, oder ihre Aufmerksamkeit dorthin gelenkt wird, heben sie regelmäßig zu kichern an. Ein jeder Kenner der Kinderseele weiß, daß solches Kichern sexuellen Untergrund besitzt, weil die Kleinen gewöhnlich an die nates denken. Nicht selten wird Kindern, die man auf den Topf setzt, auch das Hemdchen mit den Worten weggezogen: »Nun geht der Vollmond auf«, desgleichen wenn ein Kind sich zufällig oder geflissentlich dort entblößt.

Fassen wir das Letzterzählte zusammen, so gäbe es zunächst Aufklärung darüber, warum unsere Mondsüchtige auf der Stelle wach wird und wieder zu sich kommt, sowie sie beim Namen gerufen wird. Das entsprach dem Erwachen, wenn sie in der Schule aus geschlechtlichen Träumen durch Aufruf geweckt ward, und dem früheren Aufschrecken, wenn Mutter sie aus gleichem sexuellen Phantasieren zum Schlafengehen rief. Dies aber legt die Folgerung nahe, daß man auch in der Mondsucht durch Namensnennung aus geschlechtlichen Träumereien geschreckt wird, oder mit einem kleinen Schritte weiter, daß dem Wandeln im Mondschein sexuelle Phantasien zu Grunde liegen, die darin erst ihre Erfüllung finden. Wäre die Deutung unserer Kranken generalisierbar, so stiege der Mondsüchtige auf die Dächer als Erfüllung eines Kinderwunsches, in den Mond selber hinaufzusteigen. Wieweit ihr infantiler Glaube, auf dem Mond sei alles Sexuelle erlaubt, selbst das auf Erden streng Verpönte, sich auch bei andern Kindern findet und ferner die Ansicht, sie sei wegen ihrer geschlechtlichen Träumereien ganz anders geartet, gehöre überhaupt nicht auf die Erde, sondern auf den Mond, sich verallgemeinern läßt, steht noch sehr dahin. Wohl aber dürften die beiden angeführten Motive für das Anstarren der Mondscheibe: Gleichsetzung des Mond- und Lampenlichts und Vergleich seiner Scheibe mit dem menschlichen Leib, besonders dem Gesäße, recht häufig zu treffen, vielleicht sogar konstant sein.

*

Suchen wir uns nun zu vergegenwärtigen, was der vorstehende Fall zu lehren vermag, der erste und bislang einzige seiner Art, der einer genauen Analyse unterlag. Hiebei ist

natürlich von vornherein willig zuzugeben, daß man aus einem einzigen Kasus, und wäre er noch so klar und vollständig aufgelöst, keine allgemeinen Schlüsse ziehen darf. Auch widerstreben gewisse Beziehungen der Generalisierung, da sie doch singulärerer Art sind und höchstens gelegentlich wiederkehren werden, wie z. B. die starke sadistische Note, das Verlangen nach Blut, die Hämoptoe der geliebten Mutter. Häufiger, zumal beim weiblichen Geschlechte, dürfte der Wunsch sein, zu den Eltern oder deren Stellvertretern ins Bett zu steigen, aus Liebe zu Mutter oder Vater deren Rolle zu spielen und endlich noch allgemein die Homosexualität als treibender Faktor.

Was unserem Fall von vornherein die stärkste Note gibt, ist die sexuelle Färbung und Motivierung des Nachtwandeln und der Mondsucht. Das ist nun etwas, was die wissenschaftlichen Autoren bisher so gut wie völlig übersahen, auch dort, wo es sich geradezu aufdrängte, wie in einer Reihe von Fällen, die Krafft-Ebing zitierte.¹⁾ Bei Besprechung der

¹⁾ Z. B.: »Ein Mönch von düsterem Wesen und als Schlafwandler bekannt, begab sich eines Abends in das Zimmer seines Priors, der zufällig noch nicht im Bett lag, sondern am Arbeitstische saß. Der Mönch hatte ein Messer in der Hand, die Augen offen und ging geraden Wegs auf das Bett des Priors los, ohne diesen und das brennende Licht im Zimmer zu bemerken. Er tastete nach dessen Körper im Bett, stach dreimal das Messer in dasselbe und kehrte mit befriedigter Miene in seine Zelle zurück, deren Tür er zumachte. Am anderen Morgen erzählte er dem entsetzten Prior, daß er geträumt habe, dieser habe seine Mutter getötet und deren blutiger Schatten sei ihm erschienen, um ihn zur Rache aufzufordern. Er habe sich aufgerafft und den Prior erdolcht. Bald darauf sei er, in Schweiß gebadet, in seinem Bett erwacht und habe Gott gedankt, daß es nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Der Mönch war entsetzt, als ihm der Prior erzählte, was vorgefallen war.« Ferner folgende Fälle: »Ein Schustergeselle, seit langer Zeit von Eifersucht geplagt, steigt schlafwandelnd übers Dach zu seiner Geliebten, erdolcht sie und kehrt wieder ins Bett zurück«, ferner: »Ein Nachtwandler in Neapel erdolcht seine Frau auf Grund einer Traumvorstellung, daß sie ihm untreu sei!« Auf Grund unserer analytischen Erfahrungen können wir schließen, daß das ungetreue Mädchen regelmäßig die Mutter des Nachtwandlers vorstellt, die ihm mit dem Vater untreu geworden; die Haßgedanken gegen diesen Rivalen führen im ersten Traume zu dem umgekehrten Hamletmotiv, die Mutter habe den Sohn zur Rache an dem Vater aufgefordert. Endlich zitiert Krafft-Ebing noch folgende Fälle: »Ein Prediger, der wegen Schwängerung eines

Dichterwerke werden wir hören, daß die Poeten und das Volk just dieses Motiv allen andern voranstellen, ja oft geradezu als einziges nehmen. Wenn diese Meinung zu Recht bestünde, dann hätten wir neuerdings die wissenschaftliche Erotophobie vor uns, d. h. die Scheu — am meisten der Ärzte und Psychologen — vor der Sexualität, trotzdem doch diese mindestens eine der Haupttriebfedern im menschlichen Leben.“

Eher besteht Übereinstimmung der Meinungen über die Beziehungen zwischen Nachtwandeln und Traum. Dem letzteren analog erfüllt auch das Schlafwandeln Tageswünsche, hinter welchem konstant wieder Kinderwünsche stehen; nur ist auch da hervorzuheben, daß die alten wie die neuen Wünsche entweder ausschließlich oder doch vorwiegend sexueller Art sind. Weil aber jenes geschlechtliche Begehren im Wachen verpönt ist, darum muß es sich ebenso wie im Traum in den Schlafzustand flüchten, wo man es bewußtlos und dementsprechend auch schuld- und straflos befriedigen kann. Die meisten Schlafhandlungen unserer Patientin kommen ursprünglich im Scheinschlaf zur Ausführung, werden demnach im bewußtem Zustande förmlich eingeübt, bis sie sich später unbewußt vollziehen. Doch wird auch dann gar niemals verraten, was sie selbst im Scheinschlaf zu hehlen alle Ursache hat. Endlich scheint auch das unmittelbar auslösende Moment für Nachtwandeln und Mondsucht bei ihr erotischer Natur zu sein, besonders Licht- und Mondschein, ihre Pubertät und die Krankheit der Mutter.

Der Ätiologie und Bedeutung entsprechend, ist alles Schlafhandeln unserer Patientin, weil auf infantile Sexualität zurückgehend, halb sexuell, halb ausgesprochen kindlich. Es wird am stärksten, ja die Mondsucht setzt geradezu ein in der Zeit der Geschlechtsreife und führt zu den komplizier-
testen Handlungen ante menses, d. h. zur Zeit der größten

Mädchens seines Amtes entsetzt werden sollte, wird freigesprochen, als er nachweist, daß er Nachtwandler sei und wahrscheinlich macht, daß er den verbotenen Umgang in solchem Zustand (?) gepflogen habe«. Ferner »Fall eines Mädchens, das im somnambulen Zustand geschlechtlich mißbraucht wurde. Es hatte nur in den Anfällen Bewußtsein vom erduldeten Beischlaf, nicht aber in der intervallären freien Zeit«.

sexuellen Erregung. Und jenes Schlafhandeln und vollends die Mondsucht hören fast auf, als die Kranke regelmäßigen Geschlechtsverkehr aufnimmt. Sexuell erregend wirkt jeder Lichtschein, besonders des Mondes, durchsichtig erotisch bedingt (Exhibition) ist das Wandeln im Hemd oder dürftigster Kleidung, aber auch das Herumgehen in der Geisterstunde (siehe später), endlich noch das Erwecktwerden durch den leisesten Namensanruf von seiten der Mutter, mit der sie gleich einer hypnotisch Somnambulen einzig in Kontakt steht. Rein kindlich hinwieder ist die ganze geschickt verhüllende Technik; daß sie vorerst Krankheit oder Angst simuliert, um zur Mutter ins Bett genommen zu werden, dann sich schlafend stellt, aus dem Schlafe redet, im Schlafe herumschlägt, um ungestraft und verantwortungslos alles tun zu können, endlich Mutter spielt auf eine Weise, die ganz den Kinderspielen entspricht. Auch wenn sie später vor und nach dem Wandeln im hellen Mondenschein, besonders tiefen Schlaf produziert und vorher zwangsmäßig stets wieder prüft, ob die Türe ja nur geschlossen sei, so sehe ich darin, natürlich abgesehen von vielleicht organischen Ursachen des Tiefschlafes, eine Absicht des Unbewußten, das deutlich markiert: Sieh nur, wie tief ich jetzt schlafe (man denke an das frühere Sich-schlafend-stellen!) und wie ich mich fürchte, daß die Türe offen geblieben sein könnte! Wer trotz eines derart tiefen Schlafes und solcher Vorsicht doch wandeln muß, ja da vielleicht sogar Dinge begeht, die sexuell ausdeutbar, der kann doch offenbar nichts dafür!

Aus der Neurosenlehre sei noch nachgetragen, daß die Furcht, es könnte sich jemand im Zimmer verborgen halten, den Wunsch bedeutet, dies möchte so sein, damit der Betreffende sie geschlechtlich befriedige. Am beweisendsten war hiefür ein Umstand, den ich jetzt ergänze. Selbst während der Psychoanalysenzeit, da sie nicht mehr wandelte, nicht mehr kompliziertere Schlafhandlungen beging, hat sie mehrfach auf dem Lande die Zimmertür abends sorgfältig verschlossen, um sie trotzdem morgens wieder offen zu finden. Ihr damaliger Liebhaber schlief freilich, wenn auch räumlich getrennt, unter demselben Dache.

Ehe ich auf die Frage näher eingehe, welche Wirkung dem Lichte auf das Nachtwandeln unserer Kranken zukam, will ich noch einmal daran erinnern, daß ihr Schlafhandeln anfänglich ganz minimal war und mit dem Lichte noch nichts zu schaffen hatte. Mit den Jahren erst ward es stets komplizierter und erfolgte schließlich einzig unter dem Einfluß des Lichts, sei es des künstlichen oder natürlichen (Mondes). Größere Spaziergänge waren überhaupt nur im Mondschein möglich, der als kosmisches, ubiquitäres Licht überallhin leuchtet, auch in Hof und Garten und über die Straße, während Kerzen oder Lampen doch höchstens ein bis zwei Zimmer erhellen. Die schlafwandelnde oder mondsüchtige Kranke ging dem Lichte nach, dieweil ihr dasselbe schon von Kindheit ab ein Symbol der elterlichen Liebe darstellte und Hoffnung gab auf Geschlechtsgenuß. Auch war es innig-untrennbar verknüpft mit motorischen Akten erotischer Art. Mit dem Lichte nahte die Mutter ihrem Lager, es mahnte das Kind: Jetzt sollst du auf den Topf und kannst »Das Gute« auspressen, oder, wenn sie auf dem Schoß der Mutter ins Lampenlicht starrte: Jetzt kannst du dich nach Herzenslust erregen. Dann leuchtete die Lampe, wenn die Kleine zur Mutter ins Bett steigen wollte, um, selbst exhibitionierend, auch diese in dürftigster Hülle zu schauen. Und endlich verkündet das Anzünden des Lichts: Die Mutter ist krank, bei der Pflege wirst du Gelegenheit haben, ihre bloßen Brüste und ihr Blut zu schauen. Durchsichtig also führte das Licht, wenn sie ihm nachstieg, zu den höchsten sexuellen Lustgefühlen ihrer frühesten Kindheit. Wegen dieser starken Libidobesetzung wird die Lichterinnerung vom Unbewußten stets wach erhalten und es braucht der Schein der Lampe oder Kerze nur auf das Gesicht der Wandlerin zu fallen, damit dann diese auch im tiefsten Schläfe gleich Lust empfindet, das Unbewußte in Tätigkeit gesetzt wird und alles äußerst zweckmäßig vollbringt, was ihrer mächtigen Libido dient. Bezeichnend ist, daß unsere Kranke bei jedem Lichtschein sofort ein großes Lustgefühl verspürt, daß sie ferner sich wie ein übernatürliches Wesen vorkommt (Verklärung durch das sexuelle Lustgefühl¹⁾), daß sie selber

¹⁾ Man erinnere sich an den Heiligenschein auf religiösen Bildern, der ja schließlich auch nichts anderes darstellt, als den Lichtschein ums Haupt.

vermeint, es müsse eine zweite Art von Bewußtsein darstellen, und daß sie endlich mit der geliebten Person in solchem Kontakt steht, wie eine Hypnotisierte (Somnambule) mit ihrem Hypnotiseur. Denn trotz ihrer sonstigen Schwerhörigkeit vernimmt sie das leiseste Wort der Mutter auch im tiefsten Schläfe.

Was bezweckt nun die Kranke mit den größeren Spaziergängen unter der Wirkung des Mondlichts, daß sie z. B. in den ersten Stock klettert, sich es dann überlegt und zum Tore hinaus will? Das wird verständlich, wenn wir uns erinnern, daß sie einmal auf dem Lande für den Liebhaber die Zimmertür im Schläfe öffnete, und weiters an ihr erstes komplizierteres Nachtwandeln. Der Sinn des letzteren war ja gewesen, zur Mutter in das Bett zu steigen, um höchste sexuelle Lust zu finden. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß dies erotische Verlangen des Kindes mutatis mutandis auch den größeren Wanderungen im Mondlicht zu Grunde liegt. Sie will einfach immer zu einer geliebten Person ins Bett, was, wie wir später hören werden, auch den Dichtern und dem Volke als Grund- und Hauptmotiv für viele Fälle von Schlafwandeln gilt, zumal der Mädchen. Jetzt wird auch durchsichtig, warum die Kranke in den ersten Stock steigt, sich denn besinnt und zum Tor hinaus will. Hatte sie doch im siebenten Lebensjahr mit ihrer Familie die Wohnung gewechselt, welche früher im ersten Stock, jetzt aber im Erdgeschoß sich befindet. Sie trachtet auch jetzt, zur Mutter in das Bett zu steigen, das bleibt auch hier das Grundphänomen. Nur sucht sie das Bett nicht dort, wo es gegenwärtig steht, sondern wo es in der Kindheit gestanden hat, im ersten Stock und einem andern Hause. Sie steigt deshalb die Treppe hinauf, besinnt sich aber (natürlich unbewußt), daß dies denn doch nicht der richtige Flur sei, und will nun, das Haus der Kindheit zu finden, zum Tore hinaus. Als sie später auf dem Lande die Wirtin und ihre Tochter so arg erschreckt, da will sie gleichfalls zu einer geliebten Frau, verläßt zu diesem Zwecke das Haus und geht dann wenigstens in jenes Zimmer, das in der Wohnungsrichtung der Geliebten liegt. Noch später sperrt sie im Schläfe die Tür auf, damit der Geliebte frei eintreten könne.

Jetzt vermögen wir auch das Schlafwandeln ihrer Mutter grobenteils zu deuten. Wie ich noch eruieren konnte, hat auch die Mutter als ganz kleines Kind in einer anderen Wohnung gehaust, als damals, da sie zu wandeln begann. Wenn sie nun bei Nacht im Zimmer herumläuft und ihr Bett nicht findet, angstvoll herumsucht, ohne auf den Topf zu stoßen, die doch beide am gewohnten Platze stehen, so erklärt sich dies daraus, daß sie Topf und Bett ihrer ersten Kindheit, die selbstverständlich ganz anderswo standen, im Geiste sucht. Auch erzielt sie durch ihr Stöhnen Erfüllung des unbewußten Wunsches, von der Mutter auf den Topf gesetzt und dann ins Bett gehoben zu werden. Das Wandeln im Mondschein, nach welchem sie gleichfalls nicht ins Bett zurückfindet, ist ähnlich zu deuten, während ich über ihr Tanzen im Mondschein nur soviel erfuhr, daß auch sie in ihrer Kindheit sehr tanzlustig war, was dann auf unsere Patientin überging. Vielleicht auch wollte sie nach Gedichten oder Märchen Elfe spielen im Mondenschein oder hat, wie die Tochter, einst durch ihre Tanzkunst besondere Liebe der Eltern geerntet.

Wir sind nun beim ersten Hauptprobleme. Wie kommt es denn eigentlich, daß sogar die Nachtruhe, deren Wahrung ein stetes Traumziel ist, im Schlafwandeln motorisch durchbrochen wird? Da gibt es zunächst eine besondere organische Disposition, die wohl keinem einzigen Schlafwandler mangelt: die erhöhte motorische Ansprechbarkeit.¹⁾ Diese tritt schon beim Kinde deutlich hervor, so beispielsweise bei unserer Kranken als Neigung zu eklamptischen Anfällen, pavor nocturnus und schreckhaften Träumen, aus denen sie auffährt. Soweit hier meine Beobachtungen reichen, scheint zumal die Nachkommenschaft von Säufnern und Epileptikern, ferner Leuten mit ausgeprägt sadistischem Charakter, endlich von Hysterikern, deren Motilität stark affiziert ist, die also z.B. an Krämpfen, Tremor, Lähmungen oder Kontrakturen leiden, besonders zum Schlafwandeln disponiert. Nur kurz sei erwähnt, daß die erhöhte Ansprechbarkeit auch die Disposition zu besonderer Muskelerotik setzt, welche tatsächlich in jedem der

¹⁾ Vgl. hiezu auch Krafft-Ebing l.c. »Leichte Konvulsionen oder kataleptische Muskelstarre gehen den Anfällen zuweilen vorher.«

mir bekannt gewordenen Fälle von Schlafwandeln und Mondsucht leicht nachweisbar war. Wem also die mächtige Betätigung seiner Muskeln eine ganz besondere Lust bereitet, geradezu ein sexuelles Vergnügen, dem wird selbst die Störung der Nachtruhe versüßt durch die Befriedigung seiner Muskelerotik.

Auch in unserem Falle tut außer dem bisher schon Angeführten noch eine Reihe von Zügen die abnorm gesteigerte Muskelerotik unzweifelhaft kund. Ich habe sie ausführlich bereits anderwärts besprochen (vgl. Anm. 1 auf S. 7) und will hier nur kurz die Hauptmomente nennen. Patientin hatte außer einem epileptisch-trunksüchtigen Großvater mütterlicherseits, der sich im alkoholisierten Zustande durch Grausamkeit und Lust am Prügeln auszeichnete, außer ihrer stark sadistischen Mutter noch zwei ältere Brüder, von denen der erste furchtbar jähzornig und gewalttätig war und seine Geschwister öfter würgte, während der andre eine wahrhaft diabolische Lust daran fand, alles zu zerstören oder zu demolieren. Unsere Kranke zeigte bereits mit zwei Jahren und dann ihr ganzes Leben hindurch eine Lust am Schlagen, aber auch die Kehrseite, eine besondere Lust am Geschlagenwerden, ferner schon mit vier Jahren eine intensive Lust am Tanzen, ein Vergnügen, das unverkennbar sexuell war. Wie sie es liebte, sich an den Körper der Mutter anzupressen oder ihr Bein zu umschlingen, haben wir oben vernommen. Unter ihren hysterischen Symptomen war endlich eines der allerfrühesten eine hysterische Armlähmung.

Schwieriger dünkt mich die Antwort auf die zweite Hauptfrage: Welche Wirkung übt das Nachtgestirn auf den Schläfer aus? Daß zunächst der Mondschein infantile Lust-erinnerung weckt, unter anderem ferner das ubiquitäre Licht auch den Weg beleuchtet, der zu Haus und Wohnung der allerfrühesten Kindheit führt, ward ebenso wie die verschiedenen psychischen Überdeterminierungen schon früher besprochen. Wir hörten von infantiler Gleichsetzung der Mondscheibe mit den kindlichen Nates und dürfen vielleicht das Anstarren des Nachtgestirns, das im übrigen am meisten dem Fixieren bei der Hypnose ähnelt, mit darauf zurückführen.

Da wir heute wissen, daß das Wesentliche der letzteren die liebevolle Übertragung ausmacht, so kommen wir auch von jenem Symptom wieder auf die Erotik. Übrigens fehlte unserer Kranken auch eine grobsinnliche Beziehung nicht. Daß endlich das infantile Verlangen, über die Häuser in den Mond zu steigen, im mondsüchtigen Klettern auf die Dächer mindest zum Teil realisiert wird, liegt auf der Hand.

Doch mit all dem scheint mir das zweite Hauptproblem noch nicht völlig erschöpft. So wäre nicht absolut ausgeschlossen, daß hinter der Volksmeinung, der Mond ziehe »magnetisch« den Schläfer an, doch mehr als bloßer Aberglaube steckt. Denken wir an die motorische Übererregbarkeit aller Schlafwandler und die Erzeugung von Ebbe und Flut durch die Anziehung des Mondes, so wäre immerhin eine Beziehung denkbar. Ferner kann man in einer Zeitepoche, da jedes Jahr neue Erkenntnis bringt über bekannte und unbekannte Strahlen, auch den Strahlen des Mondlichts nicht von vornherein jede Wirkung absprechen. Vielleicht, daß einmal Physiker und Astronomen uns eine Aufklärung geben werden. Vorläufig freilich läßt sich die Frage bloß aufwerfen, ohne daß wir auch nur mit einer Hypothese antworten könnten.

Zum Schlusse will ich noch einer letzten Beziehung gedenken, die die Mondsucht zum Geister- und Gespensterglauben hat. Durch viele Analysen ist festgestellt, daß die Grundlage des letzteren die nächtlichen Besuche der Mutter bilden, wenn sie mit dem Lichte in der Hand und in dürtiger weißer Kleidung (Hemd, oder Hemd und Unterrock) nachsehen kommt, ob die Kinder schon schlafen, oder, ebenso angetan, ein Kind auf den Topf setzt. Die so viel zitierte »weiße Frau« kann außerdem noch die Jungfrau im Hemd sein, die so exhibitioniert, im Hemd zu den Eltern, eventuell auch später zum Geliebten ins Bett steigt. Und daß gerade die Stunde zwischen zwölf und ein Uhr gewählt wird, welche in den Ruf der Geisterstunde kam, dürfte darauf zurückgehen, daß um diese Zeit der Schlaf am tiefsten und demnach die Gefahr der Entdeckung am geringsten ist.

Fall 2.

Ich schließe hier einen zweiten Fall an, bei dem die Mondsucht freilich nur eine Episode darstellte und darum auch nur eine kurze Analyse fand. Es handelt sich um einen 28jährigen Förster, der wegen schwerer hysterischer Herzangst in psychoanalytische Behandlung trat. Die Ursache jener war eine Verlötung an seine Mutter, die er im Unbewußten noch immer begehrte. Als er nach dem Tode seines Vaters mit der Mutter zusammenlebte und im Nebenzimmer schlief, brachen seine Angstzustände aus. Potus des Vaters wird zugegeben. Jeden Sonntag trank sich dieser einen kleinen Rausch an. Auch die Mutter, die ein Wirtshaus besaß, war dem Alkohol keineswegs abgeneigt. Er selber hat, zumal in seiner Hochschulzeit, mehr Bier konsumiert, als ihm förderlich war. Aus seinem Sexualleben hebe ich, als zu unserem Thema gehörig, seine mächtige Urethralerotik hervor, die ihn in der Kindheit zum Bettnässer machte, in späteren Jahren zu häufigem nächtlichen Harndrang führte und einer schweren Dysuria psychica. Seine Muskelerotik endlich trieb ihn dem Berufe eines Forstmannes zu.

Aus seiner achtwöchigen Psychoanalyse seien nur die Stellen hervorgehoben, die sein Schlafhandeln und seine Mondsucht betreffen. So erzählt er einmal: »Als ich mit 13 Jahren bei einer Kostfrau war, stand ich eines Morgens auf mit der dunklen Ahnung, in der Nacht etwas gemacht zu haben, ohne es zu erinnern. Ich spürte nur einen dumpfen Kopf. Plötzlich begannen die Buben, die mit mir zusammenschliefen, aufzulachen, denn unter meinem Bette rann eine Lache von Urin heraus. In der Nacht hatte der Vollmond auf mein Bett geschienen. Wir Jungen hatten dort keinen Nachtopf, sondern mußten hinausgehen, was bei meinem häufigen nächtlichen Harndrang mir sehr unangenehm war. Nun stand unter meinem Bette eine viereckige Schachtel für Strohhut und Krawatten, die hab' ich in der Nacht, als ich schlaftrunken aufstand, für einen Topf gehalten und hineinuriniert. Das hat sich dann nochmals wiederholt. Ein andermal habe ich, auch bei Vollmond, einem Kollegen in die Schuhe hineingeschiff. Man sagte allgemein, ich sei ein

bißchen mondsüchtig. Wenn Vollmond kam, hatte ich immer Angst, daß ich wieder so etwas ausführen könnte, eine Angst, die ich lange Zeit bewahrte. Ich hätte z. B. nie so schlafen mögen, daß der Mond mich direkt bescheinen könnte. Ja, noch etwas. Zwei oder drei Jahre später, ereignete sich folgendes, nur weiß ich nicht, ob es bei Mondlicht war. Ich schlief mit mehreren Kollegen in einem Zimmer, nebenan die Wirtsleute, Mann und Frau. Da soll ich nun nachts hineingegangen sein und irgend etwas Sexuelles getan haben. Entweder wollte ich zur Frau hineinsteigen, oder onanierte ich, ich weiß nicht was. Doch hatte ich am nächsten Tag die Vermutung, daß etwas derartiges geschehen sein muß. Die Wirtsleute lachten nur so eigen, aber sagten mir nichts.« — »Kam vielleicht in Ihrer Kindheit die Mutter nachts mit Licht nachsehen?« — »Ja, das ist richtig. Meine Mutter blieb immer lange auf und kam spät nachts stets mit Licht herein, um sich niederzulegen. Der Vater war durch seinen Beruf genötigt, früh zu Bette zu gehen, weil er um Mitternacht aufstehen mußte, wozu er immer ein Licht ansteckte.« Hier unterbrach er sich plötzlich: »Vielleicht habe ich deshalb auch die Angst vor dem ganz finsternen Zimmer. Sobald nicht wenigstens ein bißchen Licht ist, kann ich nicht koitieren.« — »Wieso das?« — »Ich habe mir das ziemlich schwer vorgestellt, daß man den Geschlechtsakt nur bei Beleuchtung vollziehen kann.« — Dann aus einer späteren Analysenstunde: »Wenn Vater nachts wegging, kam ich wiederholt zur Mutter ins Bett. Ich habe mich ins Bett des Vaters gelegt, mich also gewissermaßen an seine Stelle gesetzt.« — »Hat Sie die Mutter gerufen, oder kamen Sie von selber?« — »Ich glaube schon, daß mich die Mutter dazu aufgefordert hat. Jetzt fällt mir noch etwas ein: Das Mondlicht weckte mich, so wie mich der Vater weckte, wenn er zum Fortgehen Licht ansteckte. Dann aber ist es Zeit, zur Mutter ins Bett zu gehen, denn der Vater ist schon weg, was mir immer ein Gefühl der Beruhigung gab.« — »Ja, wenn er weg ist, kann er nichts mehr bei der Mutter machen. Und dann können Sie seinen Platz bei ihr einnehmen.« — Zwei Monate später kam folgende Ergänzung: »Schon im Gymnasium hatte ich

immer die Furcht, es könnte mich jemand nachts überfallen, weshalb ich das Zimmer stets doppelt verriegelte und unter das Bett und in jedem Kasten nachsah. In der Kindheit kam tatsächlich die Mutter nachschauen und mich auf den Topf setzen.« — »Dann wird Ihre neurotische Angst vermutlich das Gegenteil, den Wunsch bedeuten, die Mutter solle wieder zu Ihnen kommen.« — »Oder aber: ich riegle zu, damit der Vater nicht zur Mutter kommen kann. Auch befolgte ich damit ein Gebot der Mutter: ‚Sperr‘ dich nur gut zu!‘ Sie hatte immer Angst vor Einbrechern. Und auch als ich jetzt mit der Mutter zusammenwohnte, sagte sie ein paarmal, ich solle mich gut zuriegeln. Ich aber dachte mir: Ach was, ich riegle mich nicht ein!« — »D. h. also, wenn die Mutter kommen will, soll sie nur kommen.« — »Das habe ich mir auch tatsächlich gedacht, wenn die Mutter mich früh weckte, daß sie nicht zu klopfen braucht, sondern direkt herein kann. Bei Tag lag ich im Bette der Mutter, weil sich ihr Zimmer besser heizen ließ. Ich habe mich damals sehr elend gefühlt und da sagte die Mutter am Abend: »Bleib nur liegen, ich schlafe im Kabinett nebenan. Laß die Türe offen. In der Nacht, weiß ich, war ich sehr unruhig.« — »Hatten Sie vielleicht auch den Wunsch, Mutter solle in der Nacht nach ihrem kranken Kind schauen, wie einst in der Jugend?« — »Ja, ganz richtig. Dieser Wunsch verfolgte mich und deshalb habe ich schlecht geschlafen. Ich hätte die Sache auch fortgesetzt, wenn mich nicht meine Dysurie gehemmt hätte. Wäre ich nachts oder morgens aufgestanden, dann mußte mich die Mutter bei ihrem leisen Schläfe alsbald hören und ich hätte nicht urinieren können. Ein einziges Mal bin ich ganz leise aus dem Bett herausgekrochen, damit sie mich ja nicht höre, aber trotzdem währte es sehr lange, bis ich es zusammenbrachte. Auch in der Gymnasial- und Hochschulzeit war es nicht anders, wenn Mutter mich aufforderte, bei ihr zu schlafen, Vater sei nicht da. Dann konnte ich auch sehr schwer urinieren. Und als ich jetzt mit meiner Mutter zusammenlebte, bekam ich die schwersten Aufregungszustände. Sonst war kein Anlaß, weil ich weder gelumpt noch gesoffen hatte. Ich habe mich auch immer ins Bett der Mutter gelegt und wollte

nicht hinaus. Das ist ja sehr bezeichnend. Und ging ich einmal von zu Hause fort, so fühlte ich mich alsbald derart elend, daß ich zurück mußte. Daheim war mir sofort besser.«

Überblicken wir den Fall, so ist er in seinen Beziehungen durchsichtig. Entscheidend wirkt die übergroße Liebe zu seiner Mutter, sowie das Verlangen, die Rolle des Vaters bei ihr zu spielen. Darum die Furcht vor den nächtlichen Einbrechern, hinter welcher sich teils die Angst verbirgt, der Vater könne die Mutter beschlafen, teils wieder der Wunsch, die letztere möge selbst zu ihm kommen. Knüpft dies Verlangen doch an allerlei lustvolle Kindheitserfahrung, da die Mutter ihn wegen seines Bettnässens allnächtlich auf den Topf setzte. In der späteren Verdrängung wird die Lust bei der Enuresis wie beim Setzen durch die Mutter zu einer Dysuria psychica. Natürlich ist unserem Urethralerotiker in der Kindheit, doch unbewußt auch später, die Miktion gleich dem Geschlechtsakt. Weckt ihn nun in der Pubertät das Mondlicht auf, wie in der Kindheit das Licht der Mutter oder des Vaters, dann wird einerseits die Erinnerung an die erstere wach, die mit dem Lichte in der Hand ihn zum Topfgang mahnte,¹⁾ andererseits an das Fortgehen des Vaters, was für ihn ein Signal war, zur Mutter zu kommen. Er steht also auf und vollzieht symbolisch mit ihr den Geschlechtsakt, indem er in ein Scheidensymbol (Schachtel oder Schuh = vagina) hineinuriniert. Auch daß er sich einmal bei Vollmondschein erhebt und zur Wirtin, also einer Vertreterin der Mutter, ins Bett steigen will, haut in die nämliche Kerbe. Wie man sieht, bestätigt der vorstehende Fall, was uns der erste bereits gelehrt hat.

Fall 3, 4 und 5.

Ich will nun kurz noch über drei Fälle von Mondsucht berichten, die ich leider nur flüchtig skizzieren konnte, doch keiner erschöpfenden Analyse unterwerfen. Immerhin bestätigen sie Einzelnes von dem, was wir bisher erschlossen.

Der erste Fall betrifft ein 28jähriges Mädchen, die ihr erstes Nachtwandeln mit sechs Jahren bekam, ihr zweites mit

¹⁾ In Rumänien herrscht der Volksglaube, daß sich bei hellem Vollmondschein die Kinder leicht bepissen. (Mitteilung eines Patienten.)

neun. »Ich stand bei Vollmond auf, stieg über einen Sessel aufs Klavier und wollte zum Fenster, es aufriegeln. Da erwachte der Vater und gab mir einen festen Hieb auf das Gesäß, worauf ich zurück ging und wieder einschlief. Manchmal stand ich auf, ging zu jedem Bett hin, zu den Eltern und Geschwistern, schaute sie an und ging wieder zurück. Zwischen 16 und 17 Jahren, als ich meine erste Periode bekam, hat das Nachtwandeln aufgehört«. Später ergänzt sie: »Ich habe als Kind auch häufig aus dem Schlafe gesprochen. Wenn ich auf der Straße ging und die Sonne mich beschien, fing ich aus der Nase zu bluten an. Dadurch wurde das Nachtwandeln besser. Ich hing stets mit großer Zärtlichkeit an Eltern und Geschwistern, geschlagen wurde ich nie, nur in jenem Fall vom Vater.« — »Was Sie dann wohl auch mehr als Liebkosung nahmen, denn als strafenden Schlag.«

Auch in diesem Fall spielt die Mondsüchtige bisweilen die Rolle der Mutter, die sich überzeugt, daß ihre Lieben schlafen. Ferner geht der Mondsucht eine Periode des Schlafsprechens voraus. Bemerkenswert ist, daß ein Nachtwandeln unterbrochen wird durch eine Zärtlichkeit des Vaters und dann im Allgemeinen sistiert, als die Menstruation einsetzt. Auch frühere Blutungen aus der Nase wirkten schon bessernd.

Der zweite Fall betrifft eine 40jährige Hysterika, die in der Ehe sexuell vollkommen anästhetisch blieb, trotzdem der Mann ihr durchaus sympathisch und sehr potent ist. Lieblingskind des Vaters, buhlte sie schon in früher Kindheit vergeblich um die Liebe der Mutter, die ihrerseits wieder an schwerer Hysterie leidet, mit Schreikrämpfen, häufigen Tremor des Kopfes und der Hände und einem Heere nervöser Beschwerden. Die Töchter dieser Mutter hatten sämtlich seit jeher einen außerordentlichen Hang zur Muskelbetätigung und daran ersichtlich hohen Genuß. Sie waren unter anderm ausgezeichnete Schwimmerinnen und leidenschaftliche Tänzerinnen. Meine Patientin konnte sich außerdem nicht genug tun in stundenlangen Spaziergängen.

Bei einer Besprechung erzählte sie mir folgendes über ihre Mondsucht: »Als ich etwa zehn Jahre alt war, kam ich einmal in der Nacht auf. Mir hatte geträumt, ich spiele

Klavier. Ich befand mich aber nicht in meinem Bett, sondern stand zwischen Kasten und Schreibtisch und kratzte mit den Nägeln am letzteren, als spielte ich Klavier, was mich schließlich aufweckte. Dort war auch ein Papierkorb, den ich entweder überschritten hatte, oder existierte doch eine Spalte, durch welche ich hindurchschlüpfen konnte, ganz frei war der Weg aber jedenfalls nicht. Ich stand also in diesem engen Raum und träumte, ich spiele Klavier. Plötzlich hörte ich die Stimme meiner Mutter: „Mizzi, wo bist du?“ Sie rief mich mehrmals, bis ich schließlich erwachte. Draußen war noch nicht Dämmerung, wohl aber schien der Mond hell herein. Jetzt erinnerte ich mich sofort, wo ich sei, und ging ins Bett zurück. Als Ausrede brachte ich der Mutter gegenüber vor: „ich hätte auf den Topf gehen wollen.“ — »Hatten Sie zu jener Zeit, lebhaftes Verlangen, Klavier zu spielen?« — »Drei Jahre später kränkte ich mich, daß ich es nicht lernen durfte, aber damals hatte ich noch keine Sehnsucht nach Musik. Wir hatten zu jener Zeit auch noch gar kein Klavier. Doch ist mit meinen frühesten Erinnerungen die Mutter verbunden, wie sie Klavier spielt. Als Frau hatte ich den Wunsch, meine Freude und mein Leid in Musik auszudrücken. Bemerken will ich noch, daß auch mein Bruder und mein Onkel mütterlicherseits¹⁾ mondsüchtig sind. Wenn der erstere wandelte, wollte er nachts stets zu mir ins Bett. Ich muß hervorheben, daß er mich besonders liebt.«

»Als ich schon verheiratet war, aber nicht in meiner Mädchenzeit, passierte mir öfter Folgendes. Ich erwachte in der Nacht, setzte mich im Bett auf und wußte nicht, was mit mir los ist. Ich konnte nicht mit Bewußtsein denken, sondern war vollständig denkunfähig. Weder wußte ich, wo ich bin, noch was mit mir vorgeht, ich konnte mich an gar nichts erinnern. Ich wußte nicht, ob ich Jüdin oder Christin bin, Mann oder Weib, Mensch oder Tier, und starrte nur fortwährend ins Nebenzimmer auf einen Lichtpunkt. Das war das Einzige, was mir einleuchtete. An diesen hielt ich mich, um Klarheit zu bekommen. Ich sagte immer zu mir selbst: „Was, was

¹⁾ Diese beiden sind leidenschaftlich dem Sport ergeben, also gleichfalls mit einer erhöhten Muskelerotik ausgestattet.

denn? Wo, wie und warum?' Weiter ging mein Denkvermögen nicht. So wie bei einem neugeborenen Kinde. Auf diesen Lichtpunkt starrte ich immer, weil ich unbewußt dachte, von dort aus Klarheit zu bekommen, weil sonst überall finster war. Es dauerte sehr lange, bis ich durch das Licht unterscheiden lernte, was es beleuchtete. Es war von einer Straßenlaterne, also wahrscheinlich vor Mitternacht, und jene Laterne beleuchtete ein Stückchen Wand im Nebenzimmer. Nachdem ich mir sehr lange ‚Was, was?‘ vorgesagt und beständig auf den Lichtpunkt gestarrt hatte, lernte ich allmählig unterscheiden, was das Licht beleuchtete, z. B. erkennen: Das dort oben ist ein Stückchen Lampenlicht. Wieder nach einiger Zeit, das ist meine Lampe. Hierauf erinnerte ich mich an meine Wohnung und erst dann an alles Andere. Als ich örtlich die Umrisse erfaßt hatte, kehrte auch das Bewußtsein wieder, daß ich ein Mensch und verheiratet sei. Das alles wußte ich vorher nicht. Ich erinnere mich nicht, daß ich vor diesem Zustand etwas geträumt oder daß mich etwas aufgeregt hätte, auch nicht an irgendetwas Besonderes, das vorausgegangen wäre. Übrigens ist mir bei starken Aufregungen nie etwas dergleichen passiert. Höchstens, daß ich nach meiner Verheiratung eine anstrengende Lebensweise führte. Ich war an ein Geschäft gebunden, das feucht, ungesund und von schlechter Luft erfüllt ist, und ich bin eine Luftfreundin. Darunter litt ich seelisch schwer, weil ich Licht und Luft liebe.« — »Dachten Sie, daß Sie eigentlich kein Mensch sind?« — »Nein, nur daß ich mit Gottes Hilfe dies Leben aushalten will.« Ich will hier ergänzen, daß auch ihre zweite Schwester ähnliche Bewußtseinsstörungen aufwies.

Vorstehend finden wir zunächst eine familiäre Anlage zu Nachtwandeln und Mondsucht. Der Bruder will bei seinem Wandeln bezeichnenderweise stets ins Bett der Schwester, während unsere Patientin selbst offenkundig die Mutter spielt, und zwar die Mutter ihrer frühesten Kindheit. Interessant ist auch, daß, als sie in der Ehe ihre Licht- und Luftfreudigkeit aufgeben muß, sich Zustände von Bewußtseinsstörung einstellen, aus denen sie sich nur durch Fixieren eines Lichtpunktes herausreißen kann. Sie hat die deutliche Empfindung, von diesem Lichtpunkt wird ihr Klarheit kommen. Es liegt sehr

nahe, an die Zustände von Schlaftrunkenheit zu denken, wenn etwa eine Mutter mit der Kerze in der Hand nachsehen kommt, ob ihr Kind auch schlafe, und dieses aufwacht. Der ganze merkwürdige Zustand wäre dann einfach Sehnsucht nach der Liebe der Mutter, die sie zeitlebens so schmerzlich vermißte.

Nun zu dem letzten Fall, einer 23jährigen schwer hysterischen Ehefrau, die mit besonderer Zärtlichkeit an ihren Eltern hing, aber nur bei dem Vater Gegenliebe gefunden hatte, während ihre Mutter die Schwester vorzog. Von ihrer Mondsucht erzählte mir die Kranke: »Ich wollte stets nur bei offenen Jalousien schlafen, damit mich der Mond bescheinen könne. Mein ältester Bruder ging des Nachts herum, trank Wasser, ging zum Fenster und sah hinaus, alles natürlich im Schlafe, dann ging er wieder ins Bett zurück und schlief weiter. Dabei sprach er sehr laut, aber ganz unverständliche Sachen, man merkte wirklich, daß der Mond seine Anziehungskraft auf ihn ausübte. Mein jüngerer, gesunder Bruder sagte, es sei entsetzlich, was und wieviel er in der Nacht zusammenspreche. Auch ich stieg mit 16, 17 Jahren eines Nachts im Schlafe aus dem Bette, weil ich den Mond nicht fand, und suchte ihn und da traf ich auf den mondsüchtigen Bruder. Als bald verschwand ich wieder in mein Bett, er aber hat mich nicht gesehen. Etwa um die nämliche Zeit erkrankte ich einmal an Influenza und in den Fieberphantasien wiederholte ich immer, man solle den Aufgehängten herunternehmen und ihn nicht bestrafen, er könne nichts dafür. Damals war Mondschein und außerdem brannte noch Licht im Zimmer. Ich hielt dieses für den Mond, den ich nicht sehen konnte, aber sehen wollte. Ich trachtete immer nur den Mond zu sehen. Die Fenster mußten geschlossen sein, weil ich mich fürchtete, die Jalousien hingegen offen bleiben, damit ich den Mond sehen könne. Dann riß man mich aus den Phantasien und da sah ich, daß mein Cousin neben mir saß. Der war aber nicht der Aufgehängte, es war einer, der erst hinaufgezogen wird von einem andern Mann, einem Wärter im Gefängnisse. Das Gesicht des Aufgehängten sah ich nicht, nur den Körper.« — »Und an wen erinnert Sie dieser?« — »Ich weiß nicht bestimmt, aber es war doch der Cousin, der neben mir saß. Und als ich

erwachte, habe ich anscheinend seinen Namen gerufen, denn er antwortete mir: Da bin ich ja!« — »Was ist mit dem Wärter des Gefangenhauses?« — »Erst wird doch einer eingesperrt, eh' man ihn aufhängt.« — »Sie sehen also in der Phantasie etwas, das herunterhängt?« — »Ja. Beim Cousin hatte ich immer das Verlangen, sein steifes Glied zu sehen, das man durchfühlte und durch die Kleider sich abzeichnen sah.« Ich will gleich hinzufügen, daß hinter dem Cousin und ihren sexuellen Wünschen auf ihn sich analoge Phantasien auf den Vater bargen. Das Herunterhängende (pendens, penis) ist also der Phallus. Ihre Beschwörung, man solle den Aufgehängten nicht bestrafen, er könne nichts dafür, heischt offenbar Schonung für geschlechtliche Sünden (siehe auch später).

»Auf der Hochzeitsreise wollte mein Mann nicht bei offenen Jalousien schlafen und ich nur bei solchen, damit mich der Mond bescheine. Ich konnte sonst niemals schlafen und war sehr unruhig und da war mir immer, als wollte ich in den Mond hineinkriechen. Ich wollte mich sozusagen verkriechen in den Mond.¹⁾ Dieser Tage war ich draußen auf dem Lande bei meiner Schwester und schlief bei offenen Jalousien. Das Licht vom Himmel (angeblich nicht Mondlicht) drang herein, da hatte ich das Gefühl, als ob mich etwas steche,²⁾ (es stach mich auch tatsächlich etwas im Kreuz) und nun stand ich mit geschlossenen Augen auf und richtete das Bett, worauf ich gut schlief. Ich weiß nichts davon, daß ich aufgestanden bin, es muß aber etwas gewesen sein, weil ich jetzt gut liegen konnte. Dann noch etwas. Vor zirka zwei Jahren beobachtete ich auf dem Lande den Mond, wie er sich im Wasser spiegelte, und da konnte ich mich von dem Anblick gar nicht trennen, bis ich plötzlich von meinem Mann mit einem Aufschrei geweckt wurde. Vor fünf, sechs Jahren fuhr ich in einem Boot auf den Wolfgangsee hinaus. Der Mond spiegelte sich in dem Wasser und ich saß ganz still dort. Plötzlich fragte mich mein gesunder Bruder, mit dem ich mich nicht besonders stehe: ,Woran denkst du eigentlich?« — ,An gar nichts.« — ,Etwas muß es doch sein!« — ,Nein, nichts!« Auch als wir ausstiegen,

¹⁾ Mutterleibsphantasie? Mondscheibe = Frauenleib?

²⁾ Wohl Koitusphantasie.

war ich noch ganz weg. Auch bei Nacht hatte ich stets den Mond vor mir und nachts sprach ich mit ihm.« — »Bewußt oder im Traum?« — »Ich glaube, es wird mehr schlafend als wachend gewesen sein. Denn, wenn mir jemand darauf gekommen wäre, hätte ich es sehr peinlich empfunden. Die Worte habe ich mir beiläufig gemerkt: ‚Du Mond mit deinem weißen Gesicht, du weißt, ich schwärme nur für dich. Komm doch herab, ich vergehe vor Qualen, laß mich an deinem Gesicht nur laben. Du anziehender, schöner, lieblicher Geist, du quälst mich zu Tod‘, die Geduld mir reißt, du schöner Mond, du süßer, mein, ich flehe dich an, erlös‘ mich dieser Pein, ich kann’s doch nicht mehr ertragen. Ach, was nützt das Reden und Klagen! Sei du mein Glück, nimm mich mit dir, nur Sinnlichkeit verlang‘ ich mir. Du Mond, mein schönster, bester, erlöse mich, nimm meine Jungfräulichkeit, ich bin dir nicht böse. Und zieh mich nur mächtig zu dir heran, laß nicht ab, das Küssen hat so gut getan.‹ Wie man sieht, schwärmt sie den Mond wie einen Geliebten an, dem sie sich ganz ergeben will. Die grobsexuelle Beziehung springt in die Augen. Es ist nach dieser Probe doppelt zu bedauern, daß hier eine eingehende Psychoanalyse nicht möglich war.

Die frühsexuelle Beziehung der Mondsucht und ihren Zusammenhang mit dem Elternkomplex beweisen noch folgende Ergänzungen. »Im vorigen Sommer hatte ich auf dem Lande nur die Schwiegermutter, mit der ich sprechen konnte. Damals war Neumond und vollständige Dunkelheit vertrage ich nicht im Zimmer. Es wird mir schrecklich unheimlich dabei und ich kann nicht schlafen. Ich habe die Vorstellung, in der unheimlichen Finsternis kommt jemand zu mir und da fürchte ich mich.« Es stellte sich bald heraus, daß sie und die Schwester in ihrer frühen Kindheit und dann wieder von 8 bis 13 Jahren das Schlafzimmer mit den Eltern geteilt und dabei wiederholt den Geschlechtsverkehr derselben belauscht hatten. Ihre jetzige Furcht ist also durchsichtig der Wunsch, an Stelle ihrer Mutter zu treten, zu der der Vater kommt. Noch eine Episode erinnert sie hiezu: »Als ich neun, zehn Jahre zählte, bekam der jetzt gesunde Bruder Typhus und die Eltern stan-

den nachts seinethalben auf. Wir Schwestern wurden nach D. ausquartiert, wo wir Gelegenheit hatten, mit einem Knaben zu spielen, der viel Sexuelles mit uns trieb. Von diesem träumte ich dann bei Nacht und phantasierte die geschlechtlichen Dinge, die ich tagsüber mit ihm gemacht hatte. Wahrscheinlich habe ich dann auch unten, an meinen Genitalien gespielt. Damals, beim Typhus meines Bruders, wollte ich überhaupt nicht schlafen und konnte es auch nicht, weil es mir gar keine Ruhe gab, daß mein Bruder krank war.« Es ist jedem Kundigen wohl ohne weiteres klar, daß nicht die Sorge um den Bruder, sondern geheime, aber drängende sexuelle Wünsche die Schlaflosigkeit erzeugten. Bezeichnend ist endlich, daß, wenn sie später von einem Einbrecher träumte, dieser stets mit einem Messer auf sie losging oder aber sie würgte, wie Cousin und Mutter ihr öfters taten.

Überblicken wir diesen dritten Fall von Mondsucht, so finden wir abermals ein familiäres Auftreten und Beziehungen zu frühsexuellen Traumata und zum Elternkomplex. Besonders bemerkenswert ist weiters die direkte Verliebtheit in den Mond, den sie in Versen anhimmelt und dem sie sogar ihre Jungfräulichkeit anbietet. Es ist, als erblickte sie in diesem einen Mann, der sie aus ihren sexuellen Nöten befreien soll. Man erinnere sich, wie in dem allerersten, psychoanalytisch gelösten Kasus das vierjährige Mädchen auf Grund eines alten Studentenliedes durchaus das Gesicht des Mondes sucht. Ob in unserem Falle der Mondsüchtigen das Nachtgestirn irgendeine bestimmte Person vorstellte, war leider mangels einer Psychoanalyse nicht zu erkunden.

Fall 6.

Ich füge hier drei autobiographische Berichte an, die ich aus der Literatur gesammelt habe. Der erste stammt von dem berühmten Anatomen und Physiologen Karl Friedrich Burdach, der von seinem zehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre zeitweise Anfälle von Mondsucht hatte, obwohl er angeblich »der vollkommensten Gesundheit genoß«. »Ich habe während dieses Zustandes Handlungen vorgenommen,« erzählt er selbst, »die ich bloß deshalb als die meinigen anerkennen

mußte, weil sie von niemand anderem konnten vollzogen sein; so war es mir eines Tages unbegreiflich, als ich beim Erwachen bemerkte, daß ich kein Hemd anhatte, und so blieb es trotz der größten Anstrengung, mich zu besinnen, bis das Hemd in einem anderen Zimmer zusammengerollt unter einem Schranke gefunden wurde. In meinem 29. Jahre wurde ich auf einer Nachtwanderung mit der Frage, was ich suche, geweckt und nun ging das Bewußtsein des somnambulen Zustandes zum Teil in das Wachen über: zunächst fand ich die Frage sonderbar, da der Zweck klar sei, meinte jedoch, ich dürfe diesen nicht verraten; sogleich aber, indem ich zu wachen begann, fragte ich mich, worin derselbe bestehe, und mußte, da nun der somnambule Zustand vorüber war, mir die Antwort schuldig bleiben.«

Man wird nicht umhin können, diese Selbstschilderung äußerst interessant zu finden. Das Verstecken des Hemdes, so unvollständig die Sache berichtet ist, zumal in ihrer Motivierung, weist doch unverkennbar mindest auf Exhibitionslust hin. Viel schwieriger scheint das zweite Nachtwandeln auszudeuten. Bei diesem verfolgte Burdach offenbar ein bestimmtes Ziel, welches ihm so klar und durchsichtig schien, daß er gar nicht begriff, wie man da überhaupt fragen könne. Bedenken wir, daß sein erster Gedanke beim Gewecktwerden ist, er dürfe diesen Zweck aber ja nicht verraten, daß ferner auf der Stelle die Verdrängung einsetzt und ihn selber völlig amnestisch macht, dann bleibt wohl keine andere Möglichkeit übrig, als daß es sich hier um ein stark verpöntes Wollen handelte, das die Bewußtseinszensur nicht passieren läßt. Erinnern wir uns, daß beim ersten Nachtwandeln ganz sicher etwas Sexuelles geschah, so liegt es sehr nahe, auch beim zweiten an ähnliche Motivierung zu denken.

Noch wahrscheinlicher wird ein stark verpöntes sexuelles Ziel, wenn wir die Lebensumstände heranziehen. In seiner Autobiographie »Rückblick auf mein Leben« erzählt uns Burdach, wie außerordentlich seine Mutter an ihm hing. »Nachdem sie vier Kinder immer schon in deren erstem Lebensjahre verloren hatte, hatte sie sich nach neuem Mutterglück gesehnt und besonders, da das beginnende Kränkeln

meines Vaters sie an die Möglichkeit, ihn zu verlieren, hatte denken lassen, sich einen Sohn gewünscht, um eines Gegenstands für ihr der Liebe bedürftiges Herz gewiß zu sein. Ihr Wunsch wurde erfüllt, indem sie mich gebar.« Elf Monate später starb der Vater, die Gattin und sein noch nicht einjähriges Kind unversorgt zurücklassend. Gleichwohl lehnte die Witwe den Vorschlag, ins Elternhaus zurückzukehren, ab und nahm lieber »Kummer, Not und tausendfache Sorge auf sich, nur um mich besser erziehen zu können; denn ich war der Gegenstand ihrer innigsten Liebe . . . Abends um 9 Uhr ging sie mit mir zu Bette und schlang ihren Arm um mich; des Morgens stahl sie sich von meiner Seite und gönnte mir noch ein bis zwei Stunden Ruhe.« (S. 14.) »Die Frauen hatten bedeutenden Einfluß auf mich; aber es lag wohl auch ursprünglich in meinem Wesen, mich ihnen anzuschließen; wie meine Mutter erzählte, machte ich als Kind meine ersten Ritte auf dem Steckenpferd nie, ohne meiner durch eine Puppe repräsentierten Dame zum Abschied und bei der Rückkehr die Hand geküßt zu haben.« (S. 24.) Überflüssig zu sagen, daß diese Dame keine andere ist, als seine Mutter. Wichtig dünkt mich auch folgende Stelle: »Ich war von Natur mit einem ebensowohl für weibliche Reize als für weibliche Würde sehr empfänglichen Sinne begabt und diese in meiner psychischen Komplexion gegründete Hinneigung zum anderen Geschlechte war von meiner frühesten Jugend an durch die Verhältnisse genährt worden. Ich mußte sehr bald den hohen geistigen und sittlichen Wert meiner guten Mutter erkennen, die im Kampfe mit der Armut sich frisch und von aller Gemeinheit frei erhielt und für mich kein Opfer scheute. Ebenso flößten mir die Matronen, denen ich für ihr Wohlwollen Dank schuldig war, hohe Achtung ihres Charakters ein: in meiner vormaligen Amme erschien mir ein Muster von unermüdlicher und einsichtsvoller Tätigkeit, von hoher Ordnung und Anständigkeit . . . So keimte die hohe Achtung für echte Weiblichkeit in mir auf. Andererseits wurde ich als Knabe von mehreren jungen Frauen, die sich mit mir unterhielten und mich zu ihrer Kurzweil als ihren Liebhaber betrachteten, an diese Rolle so gewöhnt, daß ich sie auch

späterhin zu spielen geneigt blieb und ein freundliches Entgegenkommen als eine Aufforderung betrachtete, welcher zu entsprechen ich für eine Ehrensache und angenehme Pflicht hielt.« (S. 69 f.)

Als später die Mutter eine junge Witwe zu sich ins Quartier nahm, hatte der damals 21jährige »das erhebende Gefühl, deren Beschützer zu sein. Da war es denn um mein Herz geschehen«. (S. 71.) Die Entscheidung aber brachte der bald darauf erfolgende Tod des Teuersten, was ihm auf Erden lebte, seiner Mutter. »Es hatte sich bei mir festgestellt, daß für mich nur da Glück erblühe, wo ich es mit einem anderen Wesen teile, und daß nur ein Verhältnis mich befriedigen könne, ähnlich dem, in welchem ich zu meiner Mutter gestanden hatte: eine innige Verbindung, wo nur ein einziges, gemeinsames Interesse herrscht, wo eine Seele nur in der anderen ihr Glück findet. Ohne eine solche unbedingte, das ganze Wesen durchdringende Liebe deuchte mir das Leben gehaltlos und fade. Meine Mutter, deren unbegrenzte Liebe ich genossen hatte, war mir entrissen; meinen trefflichen, mir so herzlich zugetanen Onkel sah ich im vollen Genusse des eigenen Familienglücks; und mich quälte im Gefühle meines Alleinstehens eine unüberwindliche Sehnsucht nach gleichem Glück«. (S. 79). So entschloß er sich denn zur Heirat, obwohl er nur geringe Aussichten hatte, eine Familie zu ernähren.

»Die ersten Andeutungen, daß meine Frau guter Hoffnung war, hatten mich entzückt. Es war bei mir ausgemacht, daß mir der Himmel eine Tochtterschenken werde; bei meiner Ansicht von dem Werte des Weibes gingen alle meine Wünsche dahin, eine Tochter zu besitzen und darüber wachen zu können, daß sie zu edler Weiblichkeit sich entfalte. Sie sollte meine Mutter zum Vorbilde haben und so auch nach ihr Karoline heißen. So sprach ich denn nach meiner Abreise von Wien so zuversichtlich von ‚unserer Karoline‘ in den Briefen an meine Frau, daß diese am Ende ganz besorgt wurde und mich auf die Geburt eines Sohnes vorzubereiten suchte. Ich ließ mich aber nicht irre machen und mein Vertrauen wurde durch den Erfolg gerechtfertigt.«

(S. 83 f.) Als seine Frau fern von ihm niederkam und ihm dann so bald als möglich mit der Kleinen entgegenreiste, da, heißt es im Bericht, »trat ich in Borsdorf mit hoch klopfendem Herzen an den Wagen, der sie mir zuführte, küßte sie flüchtig, empfang mein Kind aus ihren Armen und trug es eilig ins Gasthaus, legte es auf den Tisch, löste die Bänder, welche es in seinem Bettchen hielten, war im Anschauen des wohlgebildeten, lieblichen, kräftigen und munteren Mädchens ganz selig und stürzte dann erst in die Arme meiner Frau, die in stolzer Mutterfreude sich an dem Anblick weidete, und dann mußte ich wieder mein holdes Kind betrachten. Was kümmerten mich die Menschen umher! Was kümmerte mich die ganze Welt. Ich war übergelukkig.« (S. 85 f.)

Auch die Art, wie er sein Kind erzog, ist hochbezeichnend: »Am meisten hing unser Herz an unserer Tochter . . . Ich genoß das Glück ihres Besitzes mit vollem Bewußtsein seines Wertes, betrachtete sie mit Wonne und war entzückt, wenn ich wieder einen neuen Zug eines schönen weiblichen Gemütes an ihr beobachtete. Sie erkannte, auch bei ernster Behandlung, die ganze Tiefe meiner Liebe, vergalt sie mit inniger Anhänglichkeit und forderte sie mit mutwilligen Scherzen heraus: so hatte ich von ihren ersten Jahren an sie des Morgens gern aus ihrem Bettchen gehoben und, als sie schon acht Jahre alt war, stand sie oft von selbst auf, klopfte an das Glasfenster der in meine Arbeitsstube führenden Alkoventür und huschte schnell wieder ins Bett, um, wenn ich nun hinzukam, mit herzlichem Lachen sich in meine Arme zu werfen und sich von mir herausheben zu lassen, oder sie schlich sich hinter meinen Stuhl, stieg, während ich mich in meine Arbeit vertieft hatte, hinter meinem Rücken herauf, um dann jauchzend mir um den Hals zu fallen. Ich muß es mir versagen, von ihrer lebenswürdigen Kindlichkeit mehr zu erwähnen: sie war der schönste Schmuck meines Lebens und in ihrem Besitze fühlte ich mich bei aller Finanznot unendlich glücklich.« Daß ein so liebebedürftiges Kind hysterisch wurde — »ihre Sensibilität war widernatürlich erhöht«, auch bekam sie einmal, wie Burdach erzählt, einen hysterischen Schreikampf — wird keinen Kundigen Wunder nehmen. Als

sie in jungen Jahren starb, »war die Blüte meines Lebens dahin. Die schönste, reinste Freude war mir erloschen. Ich hatte mir sie gewünscht und der Himmel hatte mich erhört. In ihr die Erfüllung meiner heißesten Wünsche findend, hatte ich mir gedacht, es sei mir nicht möglich, diese Tochter zu überleben. Aber ich ertrug den Schmerz... im Vertrauen auf Wiedervereinigung... Dreißig Jahre hindurch sind wenig Tage vergangen, an welchen ich nicht wenigstens einmal mit Innigkeit meiner Karoline gedacht hätte.« (Seite 142—147.)

Zum Schlusse will ich noch ein Stück seiner Selbstcharakteristik anführen: »Ein Hauptzug in meinem Charakter war das Bedürfnis der Liebe, nicht jener Alltagsliebe, die auf ein persönliches Wohlgefallen und Gernhaben sich beschränkt, sondern die unbedingte, volle Liebe, die sich mit ihrem Gegenstande völlig eins fühlt... Indem das Bedürfnis der Liebe zu meinem ganzen Leben gehörte, schwebte mir schon in meiner Jugend das Ideal der Ehe vor... Ich erinnere mich sehr wohl, als Student in mein Tagebuch geschrieben zu haben, daß ich eher auf das Leben selbst, als auf Familienglück verzichten wollte.« (S. 53 ff.)

Im Mittelpunkt dieses interessanten Lebens steht Burdachs innigste Verlötung mit der Mutter. Nimmt diese ihn doch gleich anfangs unbewußt als Sexualobjekt, als Ersatz für ihren kränkelnden und bald auch das Zeitliche segnenden Mann. Sie legt sich neben ihren Kleinen ins Bett, den Arm um seinen Leib geschlungen, und schläft bis zum frühen Morgen bei ihm. Daß da der Knabe für weibliche Reize so empfänglich wurde, zumal ihn auch später noch verschiedene Frauen gleichsam als ihren Liebhaber betrachteten, wird niemand verwundern. Früh setzt der Gedanke in Burdach sich fest, daß nur ein Verhältnis ihn befriedigen könne, ähnlich jenem, in dem er zu seiner Mutter gestanden. Und als er Vater werden soll, erscheint es ihm ausgemacht, daß jetzt ein Mädchen, ein Ersatz für seine Mutter, kommen müsse. Bezeichnend ist auch sein Verhalten gegen die vor kurzem Niedergekommene und das Kind. Die erstere ist ihm fast nebensächlich, an dem Anblick seines Kindes jedoch, in dem er seine Mutter wiedergewonnen, kann

er sich kaum satt sehen und überschüttet es auch in der Folgezeit mit so heißer Liebe, wie er sie einst selbst von seiner Mutter erfahren hatte. Als ihm das Mädchen entrissen wird, da tröstet ihn einzig der Gedanke an die Wiedervereinigung mit ihr im Himmel.

Gedenken wir endlich der zärtlichen Bettspiele mit seiner Tochter, die wohl ein Abklatsch der eigenen mit der Mutter getriebenen sind, daß er ferner als Kind stets mit seiner Mutter zusammen schlief, so dünkt mich aus allem ein Licht zu fallen auf den rätselhaften Zweck von Burdachs Nachtwandeln. Wenn dieser ihm völlig klar erscheint, aber auch so anstößig, daß er ihn nicht nur zu hehlen entschlossen, sondern ihn obendrein auf der Stelle vergißt, dann scheint mir die Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß er in jener Nacht zur geliebten Mutter ins Bett steigen wollte.

Fall 7.

Einen zweiten autobiographischen Bericht über wiederholtes Nachtwandeln finde ich im »Buch der Kindheit«, dem 1. Bande von Ludwig Ganghofers »Lebenslauf eines Optimisten«. Da der Knabe ins Gymnasium sollte, gab ihm die Mutter vier Garnknäuel mit, auf daß er seine Wäsche und Kleider sich selber flicke. Zutiefst jedoch in jeden Knäuel hatte sie einen Gulden hineingewickelt, einen Beweis von mütterlicher Liebe, den er spät erst entdeckte.

Als im Lauf der Gymnasialzeit sich seine Männlichkeit zu regen begann und ihm zunächst mit gehäuften Pollutionen arg zusetzte, hielt er sich allen Ernstes für krank, bis ihn endlich ein Kollege aufklärte: das wäre im Gegenteil ein Zeichen besonderer Gesundheit. Dies beruhigte ihn und nun konnte er prächtig schlafen.

»In einer Nacht erwachte ich plötzlich, wie von brennendem Feuer geweckt. Ich empfand einen grauenvollen Schmerz und glaubte eine Hand an meinem Körper zu fühlen. Schreiend stieß ich mit den Füßen zu — und während ich dann in halber Bewußtlosigkeit dalag, war mir, als würden viele Schlafsaalkameraden wach und als hörte ich sie fragen: ‚Was ist denn? Wer hat denn so geschrien?‘ Eine Stimme: ‚Wird halt einer

geträumt haben!' Und eine andere Stimme: ‚Silentium in cubiculo!‘ Und das alles ferne, wie unter schweren Schleiern. Jetzt wieder die Ruhe. Schlaf' ich? Oder bin ich wach? An meinem Hals ein wildes Hämmern in den Schlagadern. Ein Sausen in meinen Ohren. Doch im Schlafsaal ist alles ruhig. Die Lampe brennt, ich sehe die weißen Betten, sehe das Kupfer des Waschtisches blinken wie rotes Gold. Ich muß wohl geträumt haben — einen schweren, fürchterlichen, ‚keelen‘ Traum? Schweißtropfen standen auf meiner Stirne. Dann kam ein dumpfer Schlaf. Was war das nur? Ich hatte seltsam schwer-mütige Tage und ruhelose, verstörte Nächte. Und noch in der gleichen Woche begann dieses Unheimliche in mir.

In einer Nacht erwachte ich. Finsternis war um mich her. Und es fror mich. Und ich sah keine Lampe, kein Bett, kein blinkendes Kupfer. War das wieder ein Traum? Aber deutlich fühlten meine Hände das harte Holz vor mir. Und langsam erkannte ich viele dämmerige Vierecke — die großen Fenster. Nur mit dem Hemd bekleidet, saß ich im Studiersaal vor meinem Pulte. Ein Schreck befahl mich, den ich nicht schildern kann. Ich rannte verstört die Treppe hinauf, warf mich in mein Bett und zitterte. In einer Nacht erwachte ich. Finsternis war um mich her. Wieder fror mich. Und ich glaubte wieder vor meinem Pult zu sitzen. Nein, ich stand. Aber meine Hände fanden kein Holz, meine Augen fanden die grauen Fenster nicht. Und als ich mich bewegte, stieß mein Kopf gegen etwas Hartes. Ich gewahrte einen matten Lichtschimmer. Als ich auf ihn zuing, kam ich aus irgend einem finsternen Raume in den matt erleuchteten Treppenflur.

In einer Nacht erwachte ich. Mich fror. Aber graue Dämmerung war um mich her, und viele Sterne funkelten über mir. Ich saß auf dem Schindeldach der Kegelbahn. Auf den Boden hinunter war's kein hoher Sprung. Aber die Kieselsteine des Seminargartens zerstachen mir die nackten Sohlen. Und als ich ins Haus wollte, fand ich das Tor verschlossen. Gott Jesus, wo bin ich denn nur herausgekommen? Irgendwo fand ich ein offenes Fenster und kletterte hinein ins Haus. Und lautlos hinauf in den Schlafsaal. Neben meinem Bette stand das Fenster geöffnet — und da draußen, glaub' ich, war ein Blitzableiter. —

Den ganzen Tag zermarterte ich mein Gehirn, um einen Weg zu finden, auf dem ich der Angst vor diesem Fürchterlichen enttrinnen könnte. Ich wagte mich keinem Menschen anzuvertrauen — aus Furcht vor dem Spott der andern, aus Furcht — ich weiß nimmer, was ich alles fürchtete. Und am Abend nahm ich von Mutters Garnknäueln einen mit hinauf ins Bett, knüpfte mir zwei doppelte Zwirne um die Handgelenke und band die Enden um die Knäufe der Bettlade. In der Nacht, als ich wieder wandern wollte, spürte ich den Zug von Mutters Fäden und erwachte. Dann kam es nimmer. Ich war geheilt.«

Das scheint nun auf den ersten Blick ein durchaus asexuelles Wandeln. Aber wirklich nur für den primären Schein, wenn leider auch die volle Erklärung mangels jeder Analyse kaum zu geben sein dürfte. Zunächst ist bemerkenswert, daß das Nachtwandeln einsetzt mit der Pubertät und durch Angstträume, Pollutionen und verschiedene Angstaequivalente eingeleitet wird. Das Hämmern der Arterien, das Sausen in den Ohren, die ruhelosen, verstörten Nächte sowie die seltsam verstörten Tage, wir kennen sie sämtlich als Äußerungen unbefriedigter Libido. Tiefer scheint der erste »fürchterliche« Angsttraum zu führen und der »grauenvolle Schmerz«, durch eine Hand ausgelöst, die er an seinem Körper spürt. Sollte diese Hand, die dem doch durchaus nicht wehleidigen Jungen jenen »grauenvollen Schmerz« verursacht, nicht seine Genitalien berührt haben?¹⁾ Und dahinter vielleicht wieder uralte Erinnerung an die Säuglings- und die Kinderpflege. Merkwürdig ist auch der Schreck, welcher jenen sonst gar nicht Furchtsamen jedesmal auf das Nachtwandeln befahl. »Ein Schreck, den ich nicht schildern kann«, die »Angst vor dem Fürchterlichen« und eine Furcht nicht bloß vor dem Spott der Kollegen, sondern vor irgend etwas, was er nimmer weiß, das ist eine weitaus ärgere Reaktion, als wir sie von Nachtwandlern sonst gewohnt sind. Wohl aber wird diese überschwengliche Reaktion sehr gut verständlich, wenn dahinter ein besonders anstößiges Sexuelle sich birgt. Endlich hat

¹⁾ Auch an eine Kastrationsfurcht könnte man denken, anknüpfend an die so überaus häufigen Drohungen der Eltern bei masturbatorischen Akten der Kinder.

auch die Heilung durch die Garnknäuel der Mutter, heimliche Beweise ihrer Liebe, unzweifelhaft mit der Erotik zu tun. Immerhin ist gern zuzugeben, daß man über Vermutungen nicht hinauskommt. Nur Eines ließe sich gut verteidigen, daß auch ein scheinbar asexueller Fall darum noch lang nicht der sexuellen Begründung zu entbehren braucht. Endlich wird noch durch die Autobiographie Ganghofers mächtige Muskelerotik unzweifelhaft dargetan.

Fall 8.

Ich will nun speziell zum Kapitel Mondsucht einen Autor zitieren, der eine überaus seltsame Vorliebe für das Nachtgestirn zeigt. In vieler Schilderung und mancher Rede, die er seinen Helden in den Mund legt, hat Ludwig Tieck, der ja auch die »mondbeglänzte Zaubernacht« besang, jener ganz merkwürdigen Liebhaberei — dies ist wohl die richtigste Bezeichnung hiefür — einen künstlerischen Ausdruck verliehen. Ricarda Huch tat in ihrer »Blütezeit der Romantik« den treffenden Ausspruch, man müsse den Menschen dieses Dichters »die aufgeklebten Etiketten abreißen und sie allesamt Ludwig Tieck nennen; denn in Wahrheit sind sie nur Brechungen dieses einen Strahles«. Nun höre man beispielsweise wie Sternbald empfindet: »Die Scheibe des Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit sehnächtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde und in den Flecken Berge und Wälder, wunderbare Schlösser und zauberische Gärten voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Seen mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrzunehmen, einen Kahn, der ihn und die Geliebte trug, und umher reizende Meerweiber, die auf krummen Muscheln bliesen und Wasserblumen in die Barke hineinreichten. Ach dort! dort! rief er aus, ist vielleicht die Heimat aller Sehnsucht, aller Wünsche; darum fällt auch wohl so süße Schwermut, so sanftes Entzücken auf uns herab, wenn das stille Licht voll und golden den Himmel heraufschwebt und seinen silbernen Glanz auf uns herniedergießt. Ja, er erwartet uns und er bereitet uns unser Glück und darum sein wehmütiges Herunterblicken, daß wir noch in dieser Dämmerung der Erde ver-

harren müssen.« Hier ist die Ähnlichkeit mit den Phantasien der eingangs analysierten Kranken wohl nicht zu verkennen.

Nun ein paar Stellen aus der Novelle »Der Mondsüchtige«, welcher Titel übrigens irreführend ist, da keineswegs von Lunatismus die Rede, sondern einem veritablen Mondliebhaber, vermutlich unserem Dichter selber. Da schreibt der Neffe Ludwig Licht (!) an seinen Oheim: »Es sind jetzt drei Monate, daß ich mit meinem Freunde einen sehr lebhaften Streit hatte, einen Streit, der uns beinah entzweit hätte, denn er verhöhnte eine ganze Welt, die mir so unendlich teuer ist. Mit einem Worte, er schalt auf den Mond und wollte seine magischen Lichterscheinungen durchaus nicht als etwas Schönes, Erhebendes gelten lassen; vom Ossian bis Siegwart lästerte er die Mondempfindungen, wenn sie Dichter schildern und es fehlte wenig, so hätte er mit dürren Worten behauptet, wenn es eine Hölle gäbe, so sei sie gewiß im Monde gelegen. Wenigstens meinte er, der ganze Mondkörper bestehe aus ausgebrannten Kratern, Wasser sei auf ihm nicht anzutreffen, schwerlich also irgend eine Pflanze, und der blasse, widerliche Abglanz eines geborgten Lichtes bringe uns Krankheit, Aberwitz, verderbe Obst und Frucht, und wer einmal töricht sei, werde sich ohne Zweifel beim Vollmond am schlimmsten geberden . . . Was geht es mich an, was die Astronomen im Mond entdeckt haben oder noch entdecken werden . . . Sich ausschließend dem und jenem, einer Beobachtung, einem Lieblingsgegenstand unbedingt zu widmen, kann komisch und widerwärtig sein. Auf meinen früheren Wanderungen traf ich einen reichen Engländer, der nur auf Wasserfälle und Schlachtfelder reisete. Lächerlich genug, und wenn ich auch nicht ganz auf Mondschein gereiset bin, so habe ich doch von frühester Jugend an die Wirkungen seines Lichtes immerdar beobachtet, habe keinen Vollmondschein in keiner Gegend versäumt und träume, wenn nicht ganz ein Endymion, doch ein Liebling des Mondes zu sein. Wenn er wiederkehrt, die Scheibe sich nach und nach füllt, kann ich ein sehnsüchtiges Gefühl, indem ich nach ihm schaue, auf der Wiese und im Walde, auf den Bergen oder selbst in der Stadt und auf meinem Zimmer nicht

unterdrücken.« — Und der Oheim antwortet ihm: »Es ist wahr, du bist ein Mondsüchtiger, wie wir dich immer genannt haben, und einem solchen muß man Manches vergeben, was man einem Gesunden höher in Rechnung stellen würde. Habe ich doch auch immer einen Ansatz zu dieser Krankheit gehabt«. Tatsächlich erfolgt die ganze Handlung, Verlieben und Verlieren, Entwicklung und Lösung fast ausschließlich unter dem Lichte des Mondes. Zum Schlusse, als der Held die verloren erachtete Geliebte wiederfindet, kann er sich des Ausrufes nicht entbrechen: »Ja, der Mondschein hat sie mir geschenkt und zugeführt, er, der Mond hat mich, seinen getreuen Freund und begeisterten Lobredner, so belohnt!« Leider finde ich bei den Biographen nichts, was Tiecks exquisite Mondliebeleien erklären würde.

II. Literarischer Teil.

Ich gedenke zur Lösung der so überaus schwierigen und dunklen Probleme des Nachtwandels und der Mondsucht auch die schöne Literatur heranzuziehen. Sind doch unsere Dichter trotz Psychiater und Psychologen die allerfeinsten Seelenkenner, die Jahrhunderte, ehe die Wissenschaft Seelenrätsel zu hellen vermochte, sie ahnend vorauslösten mit schauendem Geiste. So wissen sie auch Verschiedenes zu künden über unsere Probleme. Sie schöpften dabei aus dem eigenen Innern, per analogiam, oder weil ihnen selber Nachtwandeln nicht fremd war. Und traf Beides nicht zu, dann hatten sie die Fähigkeit des echten und wahren Menschenkenners, rein intuitiv das Unbewußte des Andern zu durchschauen. Wir werden vernehmen, welch tiefes Interesse manche unter den großen Poeten, wie Otto Ludwig und Heinrich von Kleist, am Nachtwandeln und der Mondsucht nahmen und wie sie geradezu in anderswie überlieferte Stoffe jene dunklen Probleme erst hineingetragen haben. Vergleicht man das, was die Dichter da meinen, mit dem, was ich im medizinischen Teile berichten konnte, so zeigt sich eine auffällige Übereinstimmung. Mit Genugtuung werde ich konstatieren können, daß Wissenschaft und Kunst zu ganz den nämlichen Ergebnissen gelangen. Vorerst aber will ich die Beispiele der Dichter hier ordnen

nach ihrer Leichtverständlichkeit und Durchsichtigkeit. Ich beginne mit

»Aebelö« von Sophus Michaelis.

Zweimal war Sölver der Jungfer Gro, der Tochter seines Nachbars Sten Basse, nahe getreten. Das erste Mal, da er die ihm gehörige, sonst aber völlig unbewohnte Insel Aebelö im Frühling besuchte. So hell der Tag und so heiß ihn der Sonne Kuß berührte, auf einmal war ihm, »als würde sein bloßer Hals von einer noch wärmeren Lichtwelle überflutet.« Ein Mädchen stand vor ihm, »das wie lauter Licht war. Die Augen waren wie ohne Pupillen, ohne Blick; wenn sie schauten, war es, als glitten weiße Wolken aus einem himmelblauen Hintergrund hervor. Sölver sprang auf und stand Antlitz gen Antlitz vor ihr. Ihre Wangen röteten sich. Einander unbekannt, lächelten sie sich zu wie zwei Seraphim. Ihre Hände öffneten sich gegen seine und vor ihr nieder, wie aus ihrem Schoß, fielen die Blumen, die sie gesammelt hatte. Sölver glaubte einen Moment, daß alles ein Traum sei. Er wiegte seine Hände in der Luft und eine Hand wiegte ihm entgegen. Er schloß seine Augen, um den leisen, flüchtigen Druck recht auszugenießen. Es glitt ihm über die Hand wie ein unkörperlicher Hauch. War es denn eine Geistererscheinung, was ihm da zur Seite wandelte!« Als er aber erkannte, das Mädchen an seiner Seite lebe, da »sanken seine Lippen sehnsuchtzitternd nach ihr hin, unmerklich und doch unwiderlich.« In diesem Augenblicke »glitt eine Wolke über die Sonne und das Licht wurde auf einmal so matt, als fiel Nebel auf alle Blüten nieder. All das merkte er nicht so rasch, als auch seine eigene Wange schon unter einem saussenden Schlag klang«. In hellem Zorn erglühete ihr Gesicht, an dem die blaßblauen Adern an der ganzen Stirne schwellen, mit einem höhnischen Blick kehrte sie ihm den Rücken. Sein Blut aber war von Rachelust entzündet.

Ein zweites Mal hatte Junker Sölver seiner Mannheit Begierde zu büßen gesucht, als er Gro beim Baden auf Aebelö überraschte. Doch sie hatte sich ihres Magdtums gewehrt und ihm mit einem alten, rostigen Schwert, das sie am Ufer

fand, derart über den Kopf gehauen, daß er blutüberströmt ins Gras gesunken. »Mit besonderer Wollust fühlte er die Wunde schmerzen. Der Schlag hatte den harten Kieselstein seines Innern getroffen, so daß der Leidenschaft Funke herausgesprungen war. Er liebte Jungfrau Gro. Eine verzehrende Sehnsucht raste nun in seinem Blute. In Gedanken kniete er immer vor dem unauslöschlichen Bild, das ihn zu Boden schlug mit des Auges zorniger Himmelsflamme.« Zur Rache für den begangenen Frevel überfiel Sten Basse dann Sölvers Burg und nahm den Junker selber gefangen.

Dessen wilde und erobernde Art war ihm freilich vertraut. Hatte doch Sten Basse selber sein Weib so der-einst mit Gewalt genommen. Gerade als er sich schmeichelte, ihren Willen ein für alle Mal geknickt zu haben, biß sie ihn in sein Kinn, daß das Blut heraussprang, und spuckte ihm sein eigenes Blut in die Augen. Er stutzte vor Bewunderung dieser Kraft. Er hatte daran gedacht, sie sofort zu verlassen. Nun hob er sie in seine Arme, trug sie aus ihres Vaters Burg hinab in den Stall, band sie an sein Pferd und ritt fort — zu sich heim. Ihre Ehe war anfangs wie eine lange Reihe von Wiederholungen des ersten Zusammenstoßes gewesen. Zuletzt liebte sie ihn, wie das Pferd das Eisengebiß zwischen seinen Zähnen liebt und den Stachelsporn in seiner Flanke. Sie ließ sich nicht unterkriegen, von den Schlägen, die er ihr gab, aber die Schwächere war sie und sie liebte ihn, weil er stark genug war, der Stärkere zu sein. Seine Söhne hatte ein widriges Geschick ihm einen nach den anderen genommen. Drum wollte er die Eigenheit seines Blutes, das Stolze, Verachtungsvolle und Steifnackige, in seiner einzigen Tochter hervorlocken. »Sie durfte nicht Furcht und Schwachheit kennen; ihr Wille sollte gehärtet werden und ihr Mut gestählt wie der eines Mannes. Als er hörte, daß seine Tochter in Gefahr gewesen, sich aber selber gerettet habe, schwor er dem Gewalttäter Rache, doch zugleich lachte sein Herz vor Stolz über Gros Unerschrockenheit. Er nahm den Junker gefangen und gelobte ihm schwere und langwierige Qual als Buße für seine Frechheit; jedoch zugleich entzückte er sich über den Gedanken, seine Tochter auf eine noch gefährlichere

Probe zu setzen. Er wollte den blutjungen, ungeübten Vogel Schwingen und Krallen zu Angriff und Verteidigung ausstrecken sehen.«

Wie zum Hohne gab er dem gefangenen Junker die so heiß begehrte Gro mit in den Kerker. »Sie stand da, wie von der Flut des einfallenden Lichtes in sein Gefängnis geglitten, und er bebte davor, das Licht könne sie wieder an sich saugen.« Er wußte nicht, was für eine Macht ihn in die Knie zwang und mit der Bitte um Verzeihung zu ihren Füßen warf. Aber sie hatte nur ein verächtliches Lächeln für den sich in seiner Liebe Demütigenden und das verletzende Schimpfwort: »Kriechend Gewürm!« Da kommt dem Beleidigten der Gedanke, daß Gro in seine Macht gegeben. Während er die Wände seines Kerkers prüft, ob er etwa belauert werde, steht Gro und starrt zur Lucke hinaus, durch die das Licht nun matter als vorher einfiel. Sölver tritt zu ihr, zieht den einzigen Goldring von seinem Finger, den viele Geschlechter seiner Vorfahren ihm vererbten, und reicht ihr ihn als Brautgabe. Sie aber warf ihn, ohne zu zögern, durchs Guckloch hinaus. Nun kochte die Erbitterung in Sölvers Blut. »Er beugte sich ihr unter das Gesicht, um ihren Blick aufzufangen, aber er begegnete ihm nicht, obwohl ihr Auge auf seines gerichtet war. Es war überhaupt kein Blick, sondern eine Tiefe, in die das ganze Tageslicht, das nun droben blaute, wie in einen Brunnen hinabgesogen wurde. Sölver wurde rasend auf dieses Licht, das gleichsam nur sie zu suchen schien und um ihre Gestalt eine Glorie unantastbarer Schönheit legte.« Er kroch hinauf und schob den Holzladen vor, dann trug er Gro auf sein Lager. »Sie hatte sich es ohne Widerstand gefallen lassen und fiel wie leblos mit herabhängenden Armen nieder. Sölver legte sein Gesicht dicht an ihres. Sein Atem brannte, sein Blut war wie Feuer, sein heftiger Zorn war im Begriff, in die siedende Kochhitze der Sinnlichkeit überzugehen. Ihre Wangen aber, ihre Haut, ihre Lippen waren kalt wie an einer Toten. Sinnlos begann er dennoch ihr Gesicht zu küssen, ein- um das anderemal, wie um Wärme und Leben in der kalten Haut zu wecken. Doch bei jedem Kuß war es, als erstarrte sie mehr, als

schrumpften die Lippen ein und verschwanden über der Zähne feuchtem Eis. Es kroch kalt über Sölver von dieser Umarmung, welche die Hitze und Brunst aus seinen Nerven sog, bis er auf einmal vor Kälte zitterte und in dem Gedanken zusammenschauerte, daß er eine Leiche unter sich habe. Doch im selben Moment merkte er den hebenden Atemzug in ihrer Brust, kraftvoll bei all seiner Kälte, so kraftvoll, daß es Sölver wegblies und er herabglitt auf den klammen Ziegelboden.«

»Sölver lag auf dem Boden, von einer Kälte durchheist, die stärker war als sogar die der klammen Fliesen. Finster war es wie in einem zugemauerten Grab. Er aber wagte sich nicht zu rühren, aus Angst, wieder den durcheisenden Körper zu fühlen. ‚Höret‘, flüsterte auf einmal eine wunderbar gelle Stimme, ‚höret, so wahr ihr ein Mann seid, schafft mich hinaus! Ruft meinen Vater! Ich will hinaus — schafft Licht — schafft Luft — ich ersticke fast — ich will hinaus!« Als Sölver den Laden wieder aufgeschlagen, daß der kümmerliche, schattenblaue Schein der Nacht einfallen konnte, da sah er Gro »lang und dünn in dem schwachen Lichte stehn.« »Schafft mich hinaus, schafft mich hinaus!« bat sie. »Mir ist ganz angst hier unten — nicht vor Euch — sondern vor mir selbst und vor dem Dunkel — schafft mich hinaus!« »Zum ersten Mal hörte Sölver einen milden Rhythmus in dieser stahlgeschmeidigen Stimme. Ein weicher Hauch atmete aus ihrem Flehen. Er wurde zum Mann, zum Beschützer und fühlte seine Kraft durch dieses Bitten wachsen.« Doch so sehr er sich mühte, die Tür seines Kerkers zu öffnen, alles war vergebens. Sie mußte wohl von außen mit massiven Eichen- oder Eisenstangen abgesperrt sein. So gab er schließlich alles auf und wandte sich zur Lichtöffnung zurück. Gro war ohne Klage, ohne Laut unter dem letzten Licht zusammengesunken. Ihre Augen waren geschlossen, sie stützte den Kopf gegen die scharfe Kante des Loches und ihre Arme hingen schlaff herab. Sölver beugte sich über sie: der Atem war fast unhörbar, aber unregelmäßig und deutete nicht auf Schlaf. Wie eine durstige Pflanze streckte sie sich aus dem einzigen Luftloch des Kerkers, um den letzten Lichttropfen

aufzufangen, ehe die Finsternis alles verlöschte. Sölver erriet, daß sie nicht von dieser Lichtöffnung weggebracht werden könnte.« Er holte alle Felle vom Lager, breitete sie über sie, schob sie unter ihren Leib und »achtsam, unendlich vorsichtig nahm er den feuchten Boden weg, indem er den Arm als Stütze unter sie schob, ohne daß seine Hand sie aber jemals berührte. All seine Roheit war weg, all seine Brunst. Hier lag sie vor ihm wie eine kranke zarte Blume, die vor der Nachtkälte zugedeckt werden mußte.«

Als Sölver am nächsten Morgen erwachte, da merkte er, daß seine eine Hand von ihr gefangen war, in der Unbewußtheit des Schlafes ergriffen und festgehalten von ihren langen, feinen Fingern, die sich um seine Hand klammerten. Es war, als klammerte ihre Seele sich im Schlaf an ihn als Helfer und Retter vor ihm selbst, vor seiner eigenen rohen Wildheit. Da Gro nun aber die Augen aufschlug und in Sölvers sonnenbeschienenes Gesicht starrte, brach sie in unstillbares Weinen aus, »schreckgeschlagen durch dies Erwachen in einem Kellerloch, in dessen klammfeuchte Nacht sie hineinsah, während ihres Überwältigers Antlitz sonnenstark vor ihr lohte — weinte sie, ohne zu verstehen oder etwas von all dem aufzufassen, was vor sich gegangen.« Ratlos beugte sich Sölver über ihre Hand und küßte sie. Da kommt Sten Basse und sieht, wie Gro unaufhaltsam schluchzt. »Bist Du meiner Tochter nahe getreten, so soll keine Strafe für Dich streng genug sein«, zischte er dem Junker entgegen. Jetzt schoß eine wilde Lust nach Rache in Sölver auf und er erwiderte mit aufreizender Kälte seinem Feinde: »Ja, ich nahm, was Du gabst. Du brachtest sie selbst in meine Nähe, Du legtest sie selbst in meine Arme. Nun kannst Du sie wieder zurücknehmen. Ich verschmähe Deine Tochter und habe sie nicht zu Ehr und Hausfrau begehrt, sondern nur zur Unterhaltung einer Nacht. Nimm sie nur zurück! Nimm sie nur zurück!«

Trotzdem wird Sölver nunmehr eine bessere Behandlung zuteil, die er Gro zu verdanken keinen Augenblick zweifelt. Da er im Kerker seinen Phantasien nachhängt, hört er plötzlich ihre Stimme, die das wehmütige Lied von Herrn

Tidemand singt, der die Jungfrau Blidelille durch starke Runen, auf Rosen geschrieben, in sein Schiff locken wollte. Blidelille wird um Mitternacht wach und weiß nicht, was sie zwingt.

»Es reißt mich zu Herrn Tidemand,
Den nie mein Aug' gesehen.«

Vergebens befiehlt die Pflegemutter, Samt und Seide auf Blidelille zu breiten, damit sie Schlaf bekomme. Sie jedoch steht plötzlich auf und kleidet sich an und geht hinab an den Strand zu Herrn Tidemand, welcher ihr spöttisch entgegenkommt. Da geht sie ins Meer, wohin Tidemand ihr folgt, von arger Herzensreue erfaßt.

»Gar übel war die Rune geritzt
Und übel beschaffen sie war,
Daß solch zwei adelig Königskind
Dran zugrunde gingen gar.«

»Der schwermütige Sang war durch Sölvers Sinn gerieselte wie ein unklarer Traum. Dann glaubt er Gros Schritte zu vernehmen, bis sie sich allmählich verloren in ihrer Schlafkammer. Mit Geistesaugen sah er die Jungfrau, wie sie hinausblickte auf den See gegen Aebelö zu. Fort schaute sie von ihm, an dessen Schicksal sie nicht dachte, fort starrte sie nach dem fernen Meer, das auf seinen Rücken ein Schiff mit Seidensegeln trug, an dessen Rehling Herr Tidemand stand. »Da fühlte Sölver seiner Liebe unendliche Ohnmacht gegenüber dieser reinen Jungfrau, die seine Roheit in die Arme genommen, seine Begierde mit heißem Atem verbrüht und die ihn dennoch niedrig, feig und schwach hatte erstarren gemacht. Da begriff er, daß die Liebe, um zu siegen, erst seine eigene Kraft demütigen, seine Muskeln schlaff und seinen rohen Willen weich machen mußte. Da begriff er, daß er der Leidenschaft mystische Runen wie in eine blutende Rose in sein eigenes Herz ritzen müsse und es in der Gefühle mächtiges Meer werfen und es bitten, Jungfrau Gro in die Hand zu treiben.«

Tag und Nacht weilten Sölvers Gedanken ausschließlich bei Gro. In seinen Phantasien »zwang er sich durch die ver-

riegelte Tür, stieg über winklige Gänge und Wendeltreppen und hob Eichenbalken von versperrten Türen; ohne jemals fehlzugehen, getrieben von einem magischen Ortssinn, gelangte er schließlich zum Lager Gros, die er sich entgegenstarrten sah mit großen weißen Augen, deren Pupillen im Dunkel des Schlafes gleichsam zur Seite geglitten waren. Und auf ihres Lagers Decken lagen ihre zwei leuchtenden Arme und die Finger der rechten Hand zitterten, als faßten sie eine andere, unsichtbare Hand. Und in dieser Kammer blieb Sölver, bis der Schlaf ihn selbst an sich zog, bis die Wogen ihrer Brüste ihn heransaugten, bis ihre Finger sich in seine verschlangen, bis beider Atem sich vermischte und die Lider sich vor ihrem weißen Blicke schlossen.«

Ein andermal träumte ihm, er sei auf einem Schiff, durchsichtig in der Rolle des Herrn Tidemand. Und Gro kam wirklich über das Wasser zu ihm wie Jungfrau Blidelille »mit Rosen gleich zwei Flecken Blut an der Brust. Ihre Hände hatte sie unter ihnen gekreuzt und ihren weißen Blick an Sölvers Augen genagelt, daß dieser sich, von Entsetzen ergriffen und ohne ihren Blick loszulassen, an die Leeseite flüchtete zum Eingang des Schiffsbordes. Doch Gro näherte sich stets. Und nun betrat sie den Schiffsbord und Sölver wich zurück. Schritt für Schritt folgte sie ihm, den schmerzlichen Blick ihres totenbleichen Gesichtes aufgesogen von dem seinen. Und er wich zum andern Bord hinüber, wich, bis er die Rehling sich hart im Rücken fühlte. Allein Gro schritt vorwärts und es war nicht möglich, sie aufzuhalten; er fühlte es, als wollte sie in ihn hineindringen, wie der abgeschossene Pfeil in sein Ziel. Aber im letzten Nu, als ihr Gewand ihm schon entgegenflatterte, warf er sich mit einem lauten Schrei zur Seite und sah mit einem sonderbaren Schauer, daß Gro vorwärts ging, durch die Rehling wie durch Luft und auf der andern Seite im Meer verschwand, während Sölver stöhnend auf dem Deck lag und nur die rote Rose vor sich sah, die von ihrer Brust gefallen, wie lebendes Blut auf den Schiffsplanken floß.«

War das Traum oder Wirklichkeit, was er nach dem Öffnen seiner Augen sah? Da »schossen die Sonnenstrahlen

durch einen Spalt in einem langen, leuchtenden Pfeile vor, der sich in den Boden bohrte und etwas Rotes gleichsam spießte, das zu bluten anfang.« Und als Sölver näher kroch, wurde seine Verwunderung immer tiefer. »Denn gerade neben dem roten Glanz waren gleichsam hingehaucht Fußspuren auf den Boden, feine, dünne Spuren, gegen ihn gerichtet, nicht deutlicher, als wenn ein laues Lüftchen des Steines feuchte Haut rund um eines Fußes Umriß weggedampft hätte und dessen Spur klamm stehen lassen.« Und als er sich jetzt niederbückte und mit der Hand nach dem blutroten Flecke tastete, da griffen seine Finger tatsächlich »eine schwere vollreife Rose, deren süßen starken Duft er wie in einem Rausche von Wirklichkeit trank.« Von der Luke her war niemand hier eingedrungen, des überzeugte er sich bald. Also mußte sie Gro hergelegt haben, während er sie im Traum umspann.

Die nun folgenden Nächte »schief er in einer Art von Hunger, sie körperlich und greifbar in seinen Armen zu fühlen«. Dann als einmal wiederum Vollmond war, fand er beim Erwachen auf einem vom Mondschein bestrahlten Fleck ein kleines Goldkreuz, »dessen sechs geschliffene Steine gleichsam aus sich selber Mondschein ausstrahlten. Es war, als läge das Mondlicht in seiner Hand. Er ließ das kleine Kreuz funkeln — es war dasselbe, das er in Träumen an ihrem Rosenkranz gesehen hatte. Gro war also in seinem Gefängnis gewesen.«

An einem der nächsten Tage wird er hinaufgeführt, dem Mönch gezeigt zu werden, der von seiner Gefängenschaft Kunde bekommen. »In der Tür begegnete der Junker Gro und wich zurück — eine so starke Macht ging von ihrer lebenden Erscheinung aus. Sie stand in der Halbdämmerung, mit ihren weißen Händen und dem weißen Hals und der Stirn, die aus dem kohlschwarzen Samt des Gewandes heraus wie mit Eigenlicht leuchteten. Es war eine blendende, wunderbare Wirklichkeit über ihr, die ihn lockte wie eine große, duftreizende Blume.« Als der Mönch ihn bedauert, die Gefängenschaft habe ihn angegriffen, erwacht der junkerliche Standeshochmut! »Was redet Ihr von Gefängenschaft und

üblem Aussehen? Wißt Ihr denn nicht, daß ich mit freiem Willen Sten Basses Gast bin?» Diese Antwort überraschte sogar den Letzteren. »Er bewunderte den jungen, heitern Sinn, der sich nicht darein fand, sich bedauern zu lassen. Sölver stand vor Gro, die Arme in die Seiten gestemmt, und atmete tief und stark. Seine Augen tranken das weiße Licht von ihren Händen und Zügen.« Als aber Sten Basse ihm freundlicher zu kommen sucht, weist Sölver ihn zurück: »Als Gefangener wurde ich heraufgeführt. Als Gefangener gehe ich freiwillig zurück. Wollt Ihr mir Abbitte tun, wißt Ihr, wo mein Kerker zu finden ist.« Und dann ging er rasch, ohne sich nach Gro umzuwenden, aus der Halle hinaus in seinen Kerker hinab. Seine Sinne aber hatten das blendende, warme Bild der wunderschönen Gro ergriffen und es mitten in seinen Kerker gepflanzt. Er sah es vor seinen Augen im funkelndem Licht des Mondscheinkreuzes strahlen und sehnte sich nach dem hellen Licht der Nacht, daß es vorschreiten möge und sein Traumgesicht lebendig machen. Als die Dunkelheit vorgeschritten, »kleidete er sich nackt aus und ließ die Luft der Sommernacht seine Glieder kühlen und gleichsam reinigen, ehe er sich auf sein Lager begab. Das kleine Kreuz aber legte er sich auf die nackte Brust und sah den Mondschein grünlich und bläulich aus jedem Steine glimmen« und küßte es in Gedanken an Gro. Ganz glücklich und selig schlief er dann ein.

Aber plötzlich erwachte er ohne äußern Grund, ohne Traum und Gedanken. »Er war wach, nüchtern und doch zugleich sonderbar beherrscht von etwas außer ihm selbst Liegenden, von einer eigentümlichen unbekannten Kraft, die ebensogut mystisch wie natürlich sein konnte. Es kam ihm vor, als habe der Mondschein sich vom Monde abgelöst und schwebe nun im Raum herum wie ein lebendes Wesen. So faktisch dünkte diese Einbildung ihn, daß er den Kopf nach der Seite drehte und gar nicht erschrak, wirklich eine Gestalt mitten im Dunkel stehen zu sehen. Aber ein heiliger Schauer überfuhr Sölver, als er nach und nach in des mondscheinweißen Gewandes Wogen die festen weiblichen Linien zweier Arme unterschied, die unter einer halbnackten

Brust sich kreuzten, einen Streifen der Zähne in einem offenen Mund, einen Blitz von weißem Licht aus Gro starrenden, mächtigen Augen.

Heilige Mutter Gottes — es war Gro selbst!

Im Nu saß Sölver aufrecht, entsetzt über seine eigene Bewegung; denn er wagte kaum zu atmen, geschweige ihr entgegenzugehen; er empfand seine Nacktheit als ein Verbrechen, ja sogar sein Wachsein als ein Vergehen. Allein die Gestalt glitt aus dem Mondschein hervor, die gekreuzten Hände trennten sich von der Brust und Gro ging mit ausgestreckten Händen vorwärts, tastend und doch mechanisch sicher wie eine Schlafwandlerin.

Ja, sie wandelte im Schlaf; Sölver erkannte es an der Augen starrem Blick, der durch die Nacht wie durch weite Meilen schaute. Sölver glitt lautlos vor ihr auf den Boden nieder, ängstlich, gesehen zu werden, in tödlicher Furcht, sie aufzuwecken; denn er wußte, wie schrecklich es sein konnte, einen Schlafwandler zu wecken, und in seiner aufgestachelten Phantasie hörte er schon den Entsetzens- und Wahnsinnschrei, der aus Gros Munde ertönen würde, wenn sie erwachte und sich in dieser unterirdischen, düsteren Tiefe sah — dämonisch allein vor einem nackten Mann. Es war, als weinte alles in Sölver in abwehrender Angst, daß Gro nicht erwache. Er krümmte sich betend auf dem Boden, seine ganze Seele war ein schluchzendes Gebet um Gnade, um blitzschnelle Rettung, nun da Gro unabwendbar auf ihn zuschritt.

Es kam ein flüsternder Laut aus ihrem offenen Munde, dessen Lippen sich einen Augenblick gegeneinander bogen. Es war, als stieße sie den Athem in dem einen Worte: 'Sölver' aus. Aber dies, seinen Namen genannt zu ahnen, machte Sölver auf einmal stark; es zwang ihn, vom Boden aufzustehen, es nahm die Angst von seiner Seele, es ließ ihn in allen Fugen seines Wesens jubeln. Im nächsten Nu erreichte ihr ausgestreckter Arm seine eigene Hand — er fühlte die feste, kühle Haut unter seinen zitternden Fingerspitzen und sein Gesicht begegnete dem warmen Hauch ihres Mundes: 'Sölver — Sölver!' Und von mystischer Willensstärke getrieben, zwang er sich unter den gleichen hypnotischen Strom,

der sie umfing. Er zwang sich aus dem nüchternen, breiten Weg der Vernunft hinüber auf des Schlafwandlers ekstatische, messerscharfe Bahnen. Er hörte auf, wach zu sein; er suchte, er tastete, er stand vor der, nach welcher er getappt hatte, er war selbst von einer magischen Kraft getrieben, von einem einzigen wundersamen Ziel, das erreicht werden mußte. Und diese ganze Verwandlung ging mit ihm vor, allein, weil er fühlte, dies sei das einzige Mittel zur Rettung, damit sie nicht zu Bewußtsein und Wahnwitz erwache.

„Sölver — Sölver!“ — „Ja.“ — „Sölver — bist du — bist du — da?“ — „Ja — ich — bin — hier.“ — „Ja — das bist du — das bist du — ich fühle dich.“ — „Und du siehst mich?“ — „Ja, ich sehe dich.“ — „Und du willst bei mir sein?“ — „Ja — ich will — ich will bei dir sein.“

Sölver antwortet ihr im selben Flüstern, in dem sie ihre Worte hervorhauchte. Seine Hände tasteten über die ihrigen in unendlicher Vorsicht. Allein endlich schlossen sich seine Arme um ihren Hals und er fühlte ein wunderliches Knistern in den Fingerspitzen, als er ihr trockenes, seidenweiches Haar berührte. Sein Mund kam ihrem nah und mischte seinen warmen Athem mit dem Hauch, der gleichsam kalt von ihren Lippen floß. Er zog die Luft genau in demselben Takt ein wie sie, es war, als beugte sich sein nacktes Herz dem ihrigen entgegen, so daß sie sich auf einmal berührten. Da flammte das Blut aus ihren Wangen heraus und strahlte in seine über, obwohl sie nicht aneinander lagen. Und das Blut entzündete sich in ihrer ganzen Haut und Sölver zitterte einen Moment davor, daß dieser Brand der Beginn des Aufwachens sei.

Sein Herz lauschte in Angst. Jedoch das Blut fuhr fort, durch Gros Leib zu wogen. Sie preßte Sölver dicht an sich und durch die weiche Kleidung fühlte er ihre Brüste schwellen und knospen, als wollten sie sich in sein Fleisch hineinbohren. „Sölver — ich liebe dich!“ — „Gro — ich liebe dich.“ Da ergreift der wunderbare Schwindel ihn ganz, als sollte er in ihren Armen an einem meilenhohen Turm hinabstürzen. Er überhauchte ihr Gesicht mit unkörperlichen Küssen, die ihre Lippen schlossen, ihre Stirn befeuchteten und von da wie ein labender Frühlingsregen niederstiegen, so daß sich ihre Lider

senkten. Und erst als ihre Augen geschlossen waren, fühlte Sölver sich ganz sicher. Er versiegelte sie mit einem wirklichen Kuß und nun, da ihr Schlafwandel in seinen Armen sein Ziel erreicht und Sölver sicher war, daß ihr Liebestraum zu fest sei, um unterbrochen zu werden, flüsterte er lauter als bisher: ‚Gro — ich liebe dich‘ — ‚Sölver — ich liebe dich!‘ — ‚Wie lang liebst du mich schon?‘ — ‚Länger, als ich dich kenne, Sölver.‘ — ‚Warum sagtest du es nicht, Gro?‘ — ‚Sölver, das sage ich nie!‘

So trug denn Sölver seine wundervolle Bürde zu seinem Lager und atmete ihren jungen Duft ein und heftete seinen Mund an den ihrigen und alles Blut schoß sofort empor. Jedes Korn in ihm wollte küssen, jeder Blutstropfen wurde ein begehrender Mund, der ihres Blutes tausend Mündern begegnen wollte. Und sinnlos — gewaltig — ergriffen von der göttlichen Kraft der Natur — ohne Furcht, daß sie erwachen könne — ohne Herrschaft über sich und dennoch stolz wie ein Weltenherrscher — trieb es ihn, wie den Sonnenstrahl nach seinem Ziel, der die Blume offenzwingt und sich in ihrem duftenden Innern begräbt. Sölver vereinigte sich mit Gro. Sie aber schlummerte weiter — ruhig wie das Meer, das sich über seinem Opfer geschlossen hat.

Allein Sölver fühlte seine Sinne wieder wach. Was nun? Sollte er Gro schlafen lassen, bis der Tag sie weckte und sie sich in seinen Armen sah? Er beugte sich über die Geliebte in tiefster Bekümmernis. Sie durfte nicht in Entsetzen aufwachen, nicht wieder weinen wie an jenem ersten Morgen, als sie bei ihm war. Die feinsten Saiten hatten in ihrer Seele erzittert und sich des Nachts zu ihm hingesen, zu ihm, den sie unbewußt mit allen unaufspürbaren Ahnungen ihres Herzens liebte. Diese Liebe durfte nicht jäh abgebrochen werden und welken wie eine Pflanze, deren Herzschoßling entzwei-gerissen wird. Sie sollte zurück auf ihr jungfräuliches Lager, bis die Blume eines Tages aus der Blatthülle schoß. Und dann entdeckte er, daß die Panele am Fußende des Lagers geöffnet war, indem eine Füllung im Rahmen zurückgeschoben worden. Auf diesem Wege mußte Gro gekommen sein und auf diesem Wege trug er sie zurück. Von einem klarblickenden Instinkt

geleitet, als ob er von seinen nächtlichen Gedankenbesuchen her Wege und Stege kannte, ging er, ohne zu überlegen, in den heimlichen Raum hinter der Pante, fand den Ausgang zur Haupttreppe, stieg beständig aufwärts, drehte durch Korridore, ging unter schweren Teppichvorhängen durch, öffnete die letzte Türe und merkte erst, daß er eine Last getragen, als er sie niederlegte. Der Mond warf seine flimmernden Silbersterne rundum in das kleine Gemach. Mit süßem Wundern betrachtet Sölver den Betschemel und den braunen Rosenkranz — ohne Kreuz.»

Über das Weitere kann ich mich kürzer fassen. Zunächst wird Sölver die Freiheit gegeben und er kehrt zurück in seine Burg. Bald darauf tritt der Tod Sten Basse an. An seinem Sterbebett flüsterte Sölver seiner Tochter zu: »Gro! Wie es auch gehen mag, so wißt Ihr nun ja, daß wir beide zueinander gehören.« Sie aber »drehte langsam den Kopf zu ihm hinauf und starrte ihn mit großen, tränengeschwollenen Augen an. Dieser Blick war sehr fremd und verständnislos, daß Sölver einsah, sie leugne nicht etwa bloß, sondern sie erinnere sich nicht einmal.« So wendete sich Sölver und ging. Erst als er sich im See gebadet, »fand er seine Jugend und seine Freiheit wieder, seine strahlende Hoffnung und seiner Liebe jubelnde Gewißheit. Gro liebte ihn! Aber noch war der Liebesgedanke nicht aus der Seele tiefsten Gründen wie die Perle ans Licht gestiegen; noch wuchs ihrer Neigung wundersame Blume nur in der Träume goldenem Schein. Er sehnte sich nach Gro wie nach seiner Braut, obwohl er nur ihres Traumes Bräutigam war, der sie nur zu küssen wagte, wenn ihre Augen geschlossen waren. Bei Tag war er ihr Feind, wie der Bär im Märchen, der nur bei Nacht in einen schönen jungen Mann umgewandelt wird.«

Dann trafen sie sich erst wieder an der Leiche Stens, zu deren Seiten sie beide knieten. »Gros Augen waren auf ihn gerichtet wie auf einen Fremden, starr vor Verwunderung, in einem mystischen Glanze funkelnd. Warum lag dieser Fremde hier neben ihr, der Mann, den ihr toter Vater gequält und verhöhnt. Und doch war sein Blick von Mitleidstränen betaut und sie fühlte, daß dieser Mann sich nur sehnte, ihre Hand

zu fassen. Sölver sah sie mit seiner innersten Seele an. Er preßte das kleine Mondscheinkreuz zwischen seinen Händen, er beugte sich darauf und küßte es und ein Schimmer von dessen glänzenden Steinen streifte Gros Augen und sie streckte die Arme aus und nahm ihm das Kreuz weg und starrte in die Steine wie in bekannte Augen; sie wußte nicht, wie das in Sölvers Hände gekommen, allein auch sie beugte sich darauf und küßte es und ihre Seele neigte sich zu Sölver wie zu einer fernen, fernen Seele, die sie einmal gekannt hatte, an die sie sich aber kaum erinnern konnte.«

Seitdem ging Sölver auf Egenaes, der Burg Sten Basses, aus und ein, als wäre er Herr und Erbe des Hofes. »Es verlautete auch unter den Leuten und Frohnbauern, daß er mit der Jungfrau Gro verlobt sei. Doch zwischen ihnen war darüber kein Wort gewechselt worden. Sölver stand Gro im kleinen und großen bei und sie ließ sich von seiner Stärke und Klugheit leiten. Seit jener Nacht, wo er neben ihr an ihres Vaters entseeltem Leibe gekniet hatte, war sie an ihn durch ein namenloses Band der Dankbarkeit, des gemeinsamen Fühlens, der inneren Ahnung geknüpft, daß ihr Schicksal verwebt sei. Aber kein Liebesbewußtsein färbte Gros Gemüt. Sie sehnte sich nach Sölvers starkem Händedruck, weil das ihren Willen zum Widerstand gegen den Kummer rank machte. Sie konnte sich an seiner gewölbten, breiten Brust liegend denken, aber nur, weil sich's da in sicherem Vergessen mußte einschlafen lassen. Und wenn sie in einem flüchtigen Streifen ihren Blick in dem seinen ruhen ließ, geschah es wohl mit dem zärtlichen Glanz, den das Gefühl der Güte des andern in uns weckt, besonders wenn diese Güte unverdient und uneigennützig ist, aber nie mit irgend welcher verliebten Hingebung. Nur war sie froh darüber, sich von diesen ruhigen, festen, klaren Augen betrachtet zu wissen, aus denen das rote Gespenst der Brunst, das sie an jenem Tag auf Aebelö so erschreckt hatte, längst fortgebannt war. Sie glaubte in Sölver einen Freund auf Leben und Tod geschenkt erhalten zu haben, einen Freund, der nicht begehren konnte, noch begehrt werden, einen Bruder, dem man mit unendlich mehr Ruhe trauen durfte, als irgend einem Liebhaber.

Sölver betrachtete beständig Gro. Seine Augen spähten, ob er nicht einmal in den ihren des Traumes weißes Blinken überraschen, der Liebe versteckte Rose die grünen Hüllen durchbrechen und der Wirklichkeit entgegen erröten machen könne. Er sehnte sich so innig, einmal der Seele Tag- und Nachtseite in der Dämmerung wundersamem Goldlicht verschmelzen zu sehen. Doch Gro erwiderte nicht seiner Augen Starren. Sie bog den Kopf beiseite, so daß die langen Seidenwimpern den Blick verbargen. ‚Gro, warum schaut Ihr mich niemals an?‘ — ‚Ich schaue Euch ja an.‘ — ‚Seht Ihr mit Euren Wangen, Gro?‘ — ‚Ich sehe Euch dennoch, Sölver. Ich sehe Euch mit dem äußersten Winkel meines Auges!‘ Sölver beugte sein Gesicht unter das ihrige. ‚Schaut mich an?‘ Aber Gro drückte die Augen wie vor einem starken Licht zusammen und schüttelte den Kopf: ‚Nein, Sölver, nicht so! Ihr schaut zu stark, Ihr schaut zu tief. Ihr schaut so tief, daß es mir völlig weh tut. Nein, setzt Euch so — Sölver, wendet Eure Augen weg!‘ — ‚Habt Ihr Angst vor mir!‘ — ‚Nein, nein — warum sollt’ ich Angst haben? Aber mir behagt es nicht, daß Ihr alleweil in meinem Herzen lesen wollt, daß Euer Auge nach einer Schrift forscht, die nicht darin geschrieben steht. Mein Freund und lieber Bruder, ich fürchte Eures Blickes Saugen — was wollt Ihr mir denn aus der Seele saugen?‘ — ‚Den Frühlingstag, wo wir uns begegneten, Gro.‘ — ‚Ach, Sölver, ich erinnere mich dessen kaum. Mich dünkt nur, ich hätte Euch immer gekannt, daß Ihr all Euere Tage gegen mich gut und milde gewesen. In der letzten Zeit habe ich es in meinem Herzen und auf meiner Wange gefühlt, als wie sonst, wenn meine Mutter mich streichelte und das ist doch schon lange, lange her.‘ — ‚Gro, sagt es nur, Ihr habt Angst vor dem Wort, aber nicht wahr — sagt es nur — Ihr liebt mich. — Ihr schweigt, weil es wahr ist.‘ — ‚Nein, Sölver, ich habe das nie gefühlt.‘ — ‚So habt Ihr es geträumt, Gro.‘ — ‚Geträumt.‘ — Gro wurde feuerrot. ‚Geträumt — geträumt — o Sölver, was hab’ ich geträumt? — Was wißt Ihr von meinen Träumen? — Geträumt ist geträumt — und meine Träume gehören mir, mir allein!‘ — Einen einzigen Nu sandte sie ihm einen scheuen, bebenden Blick zu,

dann zitterten Tränen unter den niedergeschlagenen Lidern hervor. Aber Sölver merkte, daß er das Richtige getroffen. Allein sofort bereute er, daß er diesen Blick in ihrer Seele Heiligtum geworfen. Es war, wie der neugierige Blick, den der Ritter durch ein Schlüsselloch tat, um Undine, seine Gattin, zu belauern.

Lange saßen sie stumm. Endlich wurde Gro wieder sie selbst, beherrscht und ruhig. Da sagte sie mit sanfter, aber fester Stimme: „Sölver — wenn Ihr nur bei mir seid, um mich zur Liebe zu erwecken, so bitte ich Euch — geht und kommt niemals wieder. Nie kann ich Euch mit den Augen der Minne ansehen. Die Leidenschaft scheint mir wie eine glühende Klinge, die einem die Augen ausbrennt, während sie vorbeifährt. Es gab einen Tag, da führtet Ihr das flammende Eisen Eurer Begier an meinem Gesichte vorbei — seitdem ist es ausgebrannt. Ich bin geblendet Sölver, blind für Eurer Augen Begehren und alle die glühenden Bitten. Ich habe Euch gehaßt, Euch verachtet, Euch getrotzt — doch Ihr vergaltet Böses mit Gutem und nun vergelte ich Gutes mit Gutem. Seht mich nicht an mit Liebesaugen — sucht nicht das Tote in mir zu Leben zu wecken. Ihr dünkt mir ja teuer, als wäre in Euch meiner Kindheit stolzer Bruder heimgekehrt — Euer Geist ist seiner — ich glaube nicht, daß in eines Mannes Willen soviel Mildheit wohnen könnte. Lasset es dabei bewenden — bleibet bei mir als mein Bruder — oder verlaßt mich wie mein Bruder — doch redet mit mir nie von Liebe, weder mit Worten noch mit Blicken, denn ich kenne keine Erwiderung.“

Der Junker weiß sich am Ende für all seine drängende Kraft keinen anderen Ausweg, als mit dem König in den Krieg zu ziehen. Er sah ganz deutlich: »Gro kämpfte gegen die Macht in ihres Herzens Tiefe. Und noch konnte des Tages flammende Sonne des Traumes schwache Puppe zum Welken bringen, so daß nie ein Schmetterling die Hülle durchbrach, um in des Mittags Lichtgewalt zu jubeln. Jedoch, war Sölver fort, so würde Sehnsucht das unsichtbare Gewächs des Traumes stützen und ihm den Weg ins Bewußtsein bahnen. Halloh — es galt fortzukommen.« Und dann nahm er von der Geliebten Abschied: »Lebe wohl! Vergiß mir nicht an unsere Insel:

bestell mich hin, wann du willst. Der Wind wird mich finden, wo ich auch sei. Und sag's den wilden Vögeln, wenn Du Dich sehnst und mich heimrufst.«

Als Gro allein zurückgeblieben, da merkte sie erst, was sie an ihm verloren und an seinem »starken Willen, dem das Licht entquoll.« Immer heftiger begann sie sich nach dem Fernen zu sehnen. »Ach, käm' er doch bald wieder!« Und als ein Vogel vorbeistrich, da »wurde sie glühend rot über ihren eigenen Einfall; war das eine Botschaft, die ihre Sehnsucht ausschickte? Es geschah ja gegen ihren Wunsch und Willen — sie wollte sich nicht sehnen — nicht zurückrufen — nicht lieben! Zornig erhob sie sich und suchte sich Sölvers brunstlohenden Blick zurückzurufen, mit dem er ihre Nacktheit versehrt hatte. Und mit erzürnten, harten Ruderschlägen trieb sie das Boot von Aebelö fort.«

Als der Krieg zu Ende, ging Sölver, dem König von Frankreich dienen. Denn, wie er in einer Brieftaubenpost schrieb: »Wer nicht gerufen wird, kommt nicht.« Unterdes begann die Liebe zum Junker in ihrem Busen zu wachsen. »Nacht um Nacht hatte sie von Sölver geträumt und letzte Nacht war sie plötzlich erwacht und hatte sich frierend, nackt, in ihrer Kammer herumgehend gefunden und den letzten Klang von ihres Herzens unbewußtem Bekenntnis gehört: ‚Sölver, ich liebe Dich!‘ Es war eine Veränderung in ihrem Innern. Stunde um Stunde konnte sie träg und halbschlafend sitzen und dem unregelmäßigen Schlagen ihres Herzens lauschen — irgend etwas saugte tief drinnen — saugte die Kraft von ihr, von ihrem stolzen Willen, etwas, das ihre Gedanken lähmte und sie immer mehr um den einen Namen schlang, um die eine Erinnerung.« Und als sie tief in sich hineinlauschte, »da faßte sie einen Nu wie ein schwaches, ein hastig klöppelndes Echo ihres eigenen langsamen Herzens, ein emsig lebendes, kleines Herz, das lauter und lauter tickte, so daß es zuletzt ihr eigenes übertäubte. Und ein sinnlich zitternder Jubel erfaßte sie in diesem Moment zu wissen, daß sie Leben in ihrem Leben trug, daß sie in ihrem Körper den Keim zu einem neuen Leben einschloß, das nicht ganz von ihr war, um zu wachsen und von ihr zu leben.«

Plötzlich überkam sie ein drückendes Entsetzen: wer war ihres Kindes Vater? »So jäh kam diese Frage über ihre naive Seele, daß sie einen Augenblick sich einbildete, dies könne die Strafe des Schicksals sein für ihre Sehnsucht nach Sölver. Diese Sehnsucht war ja Verlangen und Verlangen war Sünde, nicht minder als die Liebe selbst. Ihr Wunsch nach ihm war im Blut zur Brunst angewachsen und nun war sie von ihrer eigenen Brunst befleckt, von ihrer eigenen Sünde schwanger; Gottes Strafe kam über sie und bald sollte das aller Welt sichtbar werden. Aber Gro sah sofort das törichte ihres Gedankens ein. Und nur einen Moment verweilte sie bei der Erinnerung an die einzige von all der Erde Frauen, die unbefleckt empfangen hatte. Dann betete sie inniglich, daß die Gottesmutter ihren Verstand erleuchte und ihr Klarheit schaffen möge, damit sie sich über dies Rätsel nicht wahnsinnig grüble.« Und als sie ihre Amme befragte und diese ihr endlich vorhielt: »Habt Ihr keine Nacht mit Sölver unter einem Dache verbracht?« da fielen ihr die vielen Nächte ein, wo sie von dem einsamen Gefangenen geträumt, der um ihretwillen gestraft wurde. Wenn sie in ihrem dunklen Bette lag, hatte sie eine wunderliche Neugier überkommen, sich sein Los da drunten auszudenken und, während der Schlaf sie nahm und Träume die bittern und harten Gedanken verjagten, wurde ihr Herz milder und die Sonne schien über ihren Traumgesichtern wie jenen Frühlingstag über den konvallariengrünen Wäldern und manche Nacht und manchen Morgen war sie mit einer seltsam heißen Sehnsucht in ihren Gedanken erwacht und ihr Mund war wie von frischen Traumesküssen befleckt und sie war mit ihrem eigenen schwachen Herzen ins Gericht gegangen und hatte sich selbst zu Trotz und Haß entflammt, so daß sie nichts getan hatte, das Schicksal des Gefangenen zu mildern. Allein, wie hatte Sölver ihrer Träume Gast sein können? Und wie hatte er über die jungfräuliche Minne zu gebieten vermocht, der ihr Schlummer Nahrung gab. Da kam die Amme ihr zu Hilfe und schaffte ihr die letzte Klarheit. Sie wußte daß Jungfrau Gro im Schlaf gewandelt war; die Leute hatten auch vom weißen Nachtgespenst der Treppen gesprochen und einmal hatte sie selbst es gesehen und Gro erkannt, die auf einer geheimen

Stiege verschwand, welche zum Verließ hinabführte. Sie hatte das verschwiegen, weil sie es für einen freiwilligen Schlafwandel hinab zum edlen Junker hielt.«

So wurde Gro über den Grund ihrer Schwangerschaft aufgeklärt. »Sie zitterte vor Scham, daß ihrer Träume Sehnsucht die furchtbare Kraft gehabt, sie zum einsamen Gefangenen hinabzutreiben, und sie erbebe in der innersten Seele bei der Erinnerung an den glückseligen Traum, den sie in der Nacht vor ihres Vaters Tod gehabt hatte. Nun schoß ihre Liebe plötzlich an den Tag wie eine wunderbare Blume, die auf einmal mit tausend duftstarken Knospen aufspringt. Jetzt war es unmöglich, zu hemmen oder zu verbergen. Sie hatte jeden Keim unterdrücken wollen, mit ihres Vaters Kälte und des Tages nüchtern stolzem Trotz jeden Drang nach Liebe, jede Lust zu Selbstbekenntnissen ersticken wollen. Aber nun fand sie ihren Stolz längst untergraben und ihr Wesen innen und außen von Liebe durchsäuert.

Denn sie hatte Sölver geliebt vom ersten Frühlingskuß, den er ihrer Wange gab, als sie in den grünen Maiglöckchen wanderten — ihn geliebt im Schlag, den sie gegen seinen Scheitel richtete, als er ihre keusche Nacktheit antastete — ihn geliebt in den Nächten, wo er ohne Klagen in seiner Kellertiefe schlief — geliebt in den bitteren Momenten der Demütigung, wo er, trotz allem Hohn und Harm, seinen Stolz bewahrte — geliebt an jenem Abend, da er an ihres Vaters Leiche kniete und die Hand seines Todfeindes küßte, ihn geliebt Tag für Tag all die Zeit, wo sie beisammen waren, geliebt in jener Stunde, als sie sein Banner unter den hundert andern verschwinden sah, und heute auf Aebelö, als sie das neue Leben in ihrem Innern singen hörte. Und nun jubelte sie; denn sie trug ihn immer in sich, sie konnte ihren Sölver nie mehr verlieren.«

* * *

Überblicken wir den Inhalt dieser Erzählung, so finden wir als Kern des Nachtwandels und der Mondsucht die gewaltsame Verdrängung einer jeden bewußten Liebesregung und den Durchbruch des Unbewußten in Schlaf und Traum, allwo

die Zensur weit milder waltet. Denn Jungfrau Gro hatte Sölver vom ersten Augenblick geliebt, doch dieser Liebe nur nachgegeben in Momenten gelegentlichen Selbstvergessens, wie etwa bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Junker, da ihre Hand der seinen entgegenkam, ja sie flüchtig drückte. Nur darf Gro aus ihrem halb unbewußten Tun nicht aufgeschreckt werden durch einen Kuß oder brünstiges Begehren, sonst wird auf der Stelle die Kälte und der Stolz ihres Vaters lebendig und jene gewaltsame Reaktion, welche schon ihre Mutter dem Bezwinger gezeigt hatte. Das Entscheidende ist also, um in psychoanalytischer Sprache zu reden, der Kampf der mächtigen Sexualablehnung mit dem ebenso drängenden Sexualbegehren. Zu Anfang siegt erstere im wachen und bewußten Handeln unserer Heldin, das letztere im unbewußten. Durch die Kraft ihres Willens erscheint Gro kalt, wie sie es von ihrem Vater gelernt. Sie erwehrt sich des begehrenden Geliebten mit Schlag und Hieb, ja, selbst schon bezwungen durch den Edelmut des Feindes, will sie in ihm nur den Freund erblicken auf Leben und Tod. Sie weigert sich direkt, an Liebe zu denken, und verdrängt sie aufs Äußerste, ja, heißt den Junker eher gehen, als daß er sie zum Weibe begehre. Sölvers Hingebung erinnert sie hochbezeichnenderweise an die Zärtlichkeit der Mutter, sein Stolz an den Bruder ihrer Kindheit. »Mir ist, als wäre in Euch meiner Kindheit stolzer Bruder heimgekehrt. Euer Geist ist seiner. Laßt es dabei bewenden. Bleibt bei mir als mein Bruder, oder verlaßt mich wie mein Bruder, doch redet mir nie von Liebe, weder mit Worten noch mit Blicken, denn ich kenne keine Erwiderung!« Allein dem forschenden Auge Sölvers weicht sie aus, und als er sie an ihre Träume gemahnt, fühlt sie sich in tiefster Seele getroffen. Denn ihre Träume, das wußte sie wohl, verjagten die bittern und harten Gedanken, da brach das verdrängte Unbewußte durch und das wahre Empfinden ihres liebenden Herzens. Schon als der Geliebte noch in der Gefangenschaft ihres Vaters schmachtete, trat dies zutage. Wenn sie in ihrem dunklen Bette lag, da hatte sie die wunderliche Neugier überkommen, sich das Los des Junkers auszudenken, der um ihretwillen litt. Und am Morgen erwachte sie mit einer seltsam heißen

Sehnsucht in ihren Gedanken und ihr Mund war wie befleckt von seinen frischen Traumesküssen. Aber dennoch hielt sie bewußt jede Liebesäußerung zurück und begegnete dem Junker zu Lebzeiten des Vaters mit Kälte und Verachtung und später selbst nur wie einem Bruder. Erst die lange Entfernung des Geliebten und vor allem das Kind, welches sie von ihm unter dem Herzen trägt, besiegen ihren Stolz und die bewußte Ablehnung. Und als sie eines Nachts wieder von dem fernen Geliebten geträumt, da findet sie sich beim plötzlichen Erwachen frierend und nackt im Zimmer herumgehen und vernimmt noch als letzten Klang von ihres Herzens unbewußtem Bekenntnis: »Sölver, ich liebe Dich!«

So schwer ist dieser Kampf zwischen bewußter Sexualablehnung und unbewußtem Verlangen, daß er sich sogar noch im Schlafe durchsetzt und ihrem Nachtwandeln. Wohl hatten ihre Träume, wie sie später mit Beschämung erkennt, die Kraft und Gewalt, sie hinab ins Verlies zum Junker zu treiben, wohl umklammert sie im Schlafe Sölvers Hand, wohl sagt sie im Mondlicht und geschlossenen Augs ihm alles, was sie heimlich empfindet, und preßt ihn an sich. Doch als er sie fragt, warum sie ihm nie einbekennen mochte, daß sie ihn seit jeher so heiß geliebt, weist sie ihn ab: »Das sage ich nie!« Selbst da er sich schon mit der Geliebten vereinigt, schlummert sie weiter, als wäre nichts geschehen, und weiß am nächsten Tag nichts mehr von allem.

Das führt nun zu dem, was nach dem Volksglauben den Kernpunkt ausmacht, zum Hauptgrund für Nachtwandeln und Mondsucht einer Jungfrau. Es ist der just beim weiblichen Geschlecht mit seiner geheischten Sexualverdrängung so begreifliche Wunsch, zum Geliebten zu kommen, alle Wonnen des Genusses auskosten zu dürfen, doch ohne Schuld. Dies ermöglicht einzig das Wandeln im bewußtlosen Schlafe. Denn wie meine erste Kranke ausführte, ist man für alles, was in diesem geschieht, nicht haftbar zu machen, kann also genießen, ohne sündig zu werden, und ohne Bewußtsein des Unerlaubten. Und während die Konvention erfordert, daß das Mädchen warte, bis ihm sich einst der Geliebte nahe, darf es in jenem bewußtlosen Zustand sich selber hingeben. Das Bedürfnis der Ver-

drängung erklärt dann die nachträgliche Amnesie. Doch nicht bloß um sexuelles Genießen handelt es sich beim nächtlichen Wandeln, es erfüllt obendrein noch ein zweites Verlangen, das gleichfalls aus der Kindheit stammt, wie wir von den Psychoanalysen her wissen. Ein jedes kleine Mädchen hat nämlich den Wunsch, vom urgeliebten Vater ein Kind zu bekommen, was in späteren Jahren oft so präzisiert wird: man möchte ein Kind haben, doch — ohne Mann. Diese Sehnsucht nach dem Kinde, doch wieder ohne Sünde, erfüllt nun das Nachtwandeln. Drum hat das Motiv der unbewußten, um nicht zu sagen: der unbefleckten Empfängnis nicht wenige Poeten zur Bearbeitung gereizt, wie es ja bekanntlich auch dramenbildend wirkte.

Minder durchsichtig als jenes Hauptmotiv ist die Wirkung des Lichts, des Sonnen- wie des Mondlichts. Zu beiden steht die Heldin der Novelle in einer ganz besonderen Beziehung. Nicht bloß, daß ihr Leib fast mit Eigenlicht leuchtet, ihr Haar bei der Berührung elektrisch knistert, daß von ihr geradezu »warme Lichtwellen« ausgehen, die Sölver bei der ersten Begegnung schon spürt, daß die Sonne sie förmlich zu suchen scheint, eine Gloriele unantastbarer Schönheit um sie legt und vor allem aus der Tiefe ihrer Augen blaut, scheint Gro überhaupt nur im Lichte zu leben, dessen letzte Tropfen sie gierig in sich einsaugt. Wenn das Licht verblaßt, wird auch ihr Körper eiskalt wie ein Leichnam. In ähnlicher Art wirkt auch der Vollmondschein auf sie, dessen Licht sogar die Steine an ihrem Goldkreuz eingesogen haben. Wenn der schlafende Junker zum ersten Mal die wandelnde Gro erschaut, da ist's ihm, als habe der Mondschein sich vom Nachtgestirn gelöst und schwebte nur im Raum wie ein lebendes Wesen. Zur Erklärung dieser mystischen Lichtwirkung hat der Dichter freilich nichts vorgebracht und, was der Leser sich denken könnte, wäre bloß herangezogen von fremder Seite. Drum will ich diesen Punkt nicht weiter verfolgen.

Etwas mehr Handhaben zu einem Verständnis bietet die Erzählung nach anderer Richtung. Zwar, daß Gro dem Sonnen- wie dem Mondlicht folgt, daß beide eine eigentümliche Anziehung üben, ist nicht weiter erklärt, wohl aber läßt sich

die Neigung zum motorischen Durchbruch des Unbewußten aus einer ererbten Disposition ableiten. Ist doch der Vater ein roher und gewalttätiger Raubritter, während die Mutter geradezu sadistische Züge zeigt und eine wahrhaft schlagfertige Art. Das erweist nach dem, was ich im ersten Teile ausführte, eine erhöhte, muskuläre Reizbarkeit und Muskelerotik, die sich wieder im Nachtwandeln nach der geschlechtlichen Seite hin durchzusetzen trachten. Endlich wird noch unzweideutig ausgesprochen, daß das weiße Nachtgespenst der Treppe niemand anderer sei, als die Jungfrau im Hemd.

»Jörn Uhl« von Gustav Frenssen.

Kürzer kann ich mich über »Jörn Uhl«, den bekannten Bauernroman Frenssens, fassen, in welchem die Schilderung einer Mondsüchtigen bloß eine Episode ausmacht. Jörn Uhl, der, aus dem Krieg heimgekehrt, den Hof seines verunglückten Vaters übernimmt, findet Lena Tarn als Großdirn vor. Sie gefällt ihm auf den ersten Blick. »Sie war groß und stark und stattlich von Gang. Dazu war ihr Gesicht frisch von Farbe, weiß und rot, das Haar gelb und ein wenig wellig. Er meinte, noch niemals so ein frisches und zugleich ordentliches Mädchen gesehen zu haben. Dazu gefiel ihm auch, wie sie ihm zunickte und ‚guten Abend‘ sagte und ihn so frei neugierig und ernst freundlich betrachtete, von oben bis unten.« Der alten Haushälterin singt sie nur zu viel! »Auch ist sie so patzig und so geradeaus mit dem Mund.« Auffällig ist endlich, daß sie in unruhigem Schläfe mit sich selber redet.

Auch Lena Tarn kann ihrerseits bald Beobachtungen machen. Den alten Weißkopf, der zu einer baldigen Heirat rät, weist Jörn kurz ab: »Die Haushälterin bleibt bei mir; ich brauche keine Frau!« Als die just eintretende Lena hört, was der neugebackene Bauer sagte, macht sie ein hochmütiges Gesicht und denkt bei sich: »Was redet der altklug!« Da aber der Weißkopf zu erzählen anhebt und sie und Jörn Uhl zuhören heißt, hat sie fast nur auf den letzteren acht, dessen »stilles, langes Gesicht, mit den tiefen, klugen Augen sie mit stillem Verwundern, ohne Scheu, mit zutraulicher Neugier betrachtete«. Nicht bloß in der Küche, die ihr untersteht,

kann Lena zeigen, was in ihr ist. Als ein junger Stier sich losmacht und auf die Frauen zukommt, da tritt sie ihm mit funkelnden Augen entgegen: »Steh, du Lump!« Doch als dieser sich nicht irre machen läßt, wirft sie einen raschen, zornsprühenden Blick auf die Männer, welche untätig zusehen, dann schwingt sie den mitgenommenen dreibeinigen Milchbock und wirft ihm dem Stier so hart an den Schädel, daß er, erschreckt, sich seitwärts trollt. »Lena Tarn aber hatte den ganzen Nachmittag eine auf- und absteigende Röte in den Wangen, weil der Bauer sie mit Augen wie ein junger, übermütiger Mann angesehen hatte. Das machte ihr heimlich Freude und Sorge.« Gleich darauf erlebt sie noch eine Genugtuung. Jörn Uhl wird von einem mutwilligen Kalb mit ins Wasser gerissen, schneidet also viel schlechter ab, als das schwächere Weibsvolk.

»Lena sah immer das Gesicht vor sich, das Jörn Uhl gemacht hatte, als sie gegen den Stier anging. Sie war sonst immer in der besten Laune; aber wenn sie, wie in den letzten Tagen, körperlich nicht ganz wohl war, hatte sie Neigung zum Zorn. Also machte sie ein finsternes Gesicht, so gut und so lange es sie konnte. Bald aber, wie sie arbeitend hin- und herging und fühlte, daß neue frische Gesundheit ihr durch die Glieder strömte, änderte sich ihr Gesicht... Auch Jörn Uhl kam an diesem Tage nicht zur Ruhe. Die scharfe Fahrt ins Wasser hinein hatte sein Blut in Wallung gebracht; die Frühlingssonne tat das ihre. Es kam etwas Feiertägiges über ihn und er kam auf den Gedanken, ins Dorf zu gehen und die fälligen Steuern zu bezahlen. Auf dem Wege dachte er an Lena Tarn. Ihr Haar ist ihr auf den Kopf gestülpt wie ein Helm von rotem Messing, der in den Nacken gerutscht ist. Wenn sie ‚schafft‘, wie sie sagt, sind ihre Augen streng und eifrig auf die Arbeit gerichtet. Wenn sie aber angeredet wird und mit jemandem spricht, lächt sie gleich. Die Arbeit scheint ihr das einzige Gebiet, wo ruhiger Ernst am Platz ist. ‚Das muß sein‘, sagte sie. Aber gegenüber allen anderen Dingen ist sie zorniger oder guter Laune, meist guter. Bloß gegen mich ist sie immer kurz und manchmal grollig. Daß ich das Pech hatte und mit dem unklugen Biest zu Wasser mußte, das hat

ihr mächtig Spaß gemacht. Wenn sie bloß dürfte, so würde sie mir das dreimal täglich aufs Butterbrot schmieren und sagen: „Da hast du’s.“

Jetzt begegnet er dem alten Dreier, der ihm gute Ratschläge gibt: »Wie alt bist du? Vierundzwanzig? Ja nicht heiraten, Jörn! Auf keinen Fall! Das wäre jetzt das Dümme, was du tun könntest! Und unter 50000 darfst du es nicht tun! Laß dir Zeit, sage ich dir!« — »Das ist selbstverständlich, daß ich wenigstens noch zehn Jahre warte«, erwiderte er. Und bei sich selber dachte er weiter: »Es ist doch schöner, so allein zu gehen und seine Gedanken laufen zu lassen. Heiraten? Jetzt heiraten? Ich werde mich hüten. Nach Dreißig!« Und dann kamen seine Gedanken wieder auf Lena zurück. »Sie sah gut aus, als sie dem Stier den Schemel gab. Wie wenn ein dreijähriges Pferd sich aufbäumt. Gestern sah sie nicht so gut aus, hatte nicht so blanke Augen, fuhr Wieten (die alte Haushälterin) an und sagte nachher zu ihr: „Nimm’s nicht übel, Wieten: ich habe schlecht geschlafen“ und lachte. Merkwürdige Krabben: schlecht geschlafen? Wenn man sich den ganzen Tag so tummelt, wie sie es tun muß, soll man doch liegen wie ein Pfahl; aber das liegt ja wohl an den Maitagen. Es ist nur gut, daß die Männer verständig bleiben, sonst ginge in jedem Frühjahr die Welt aus dem Leime.« Und dann freut er sich, daß er so jung sei und auf dem Hofe zeigen könne, was an ihm sei. »Nachher, wenn die Jahre vergehen und ich fest im Sattel sitze, nehme ich mir eine schucke Frau mit Geld und gelbem Haar. Es gibt auch reiche Mädchen, die so lustig sind und frisch und so zugreifen und einen so stattlichen Leib haben. Es muß nicht gerade diese sein.«

Dann kommt er zum Kirchspielschreiber, dem gerade heute sechs Kinder zur Taufe angemeldet worden und der sich über die Zunahme der Geburten beklagt. Jörn pflichtet ihm bei: »Wohin soll das laufen, wenn das Volk so zunimmt? Das Heiraten vor 25 muß einfach verboten werden!« »Mit diesen Worten ging er davon, voll von dem stolzen Bewußtsein, daß er mit einem so verständigen, erfahrenen alten Mann, wie dem Kirchspielschreiber, gleicher Meinung war.« Zu Hause

traf er Lena Tarn neben einem alten Bauer, welcher kam, sich bei ihm nach dem Schicksal seines Sohnes zu erkunden, der zusammen mit Jörn im Kriege gewesen. Da hört die Großdirn zum ersten Male von dem grausamen Jammer und der himmelschreienden Qual der Soldaten, so daß ihr Gesicht in Schmerz sich zusammenzog. »In der Tiefe ihrer Seele aber zuckte und lachte heimlich die Freude: daß du heil zurückgekommen bist, Jörn Uhl.« Später, als sie mit dem Bauer über die Butter abrechnet, »war es nötig, daß sie ihren brennenden Kopf über das Buch beugte, das er in der Hand hielt. Da kam ein solches Flimmern in seine Augen, daß er die Stirn runzelte und seine Abneigung gegen solch unsoliden Gefunkel nicht verbarg.« Am Abend kam sie das Buch wieder holen. Da redet Jörn sie an: »Du bist in den letzten Tagen nicht gut gelaunt. Fehlt dir was?« Sie warf den Kopf in den Nacken und sagte kurz: »Es fehlt einem wohl 'mal 'was; aber es geht bald wieder vorüber.« — »Als ich gestern abend durch den Gang kam, hörte ich dich in deiner Kammer im Schläfe rufen.« — »Na ja . . . Ich bin nicht wohl gewesen.« — »Ach was . . . Du nicht wohl? Der Mond hat das getan; der hat in deiner Kammer geschienen.« — »Ich sage aber: das kann auch eine andere Ursache haben.« — »Ich sage, das kommt vom Mond.« Sie sah ihn zornig an: »Als wenn Sie alles wissen! Ich habe überhaupt nicht im Schlaf gerufen, sondern in hellem Wachen. Es waren drei Kälber ausgebrochen und sprangen im Grase umher. Ich sah sie deutlich im Mondschein. Die rief ich.« Er lachte spöttisch: »Das sind gewiß Mondkälber gewesen.« — »So? Ich glaube nicht. Denn ich habe sie heute morgen selbst wieder hineingebracht und da habe ich denn gesehen, daß die Stalltür offen stand. Ich denke mir, der Knecht ist heute nacht auf Freite gewesen. Du hast immer so fliegende und losschießende Augen und kümmerst dich um jeden Quark: Mich wundert, daß du das nicht gesehen hast.« — »Sagst du ,du' zu mir?« — »Du ja auch zu mir. Ich bin fast ebenso groß wie du und ein Graf bist du ja nicht und ebenso verständig wie du bin ich auch.« Sie trug den Kopf ziemlich hoch und, während sie das Buch von der Fensterbank riß, als wenn es da im Feuer läge, sah

er den prächtigen Zorn in ihren Augen. »Nimm dich in acht vorm Mond!« sagte er, »sonst mußt du heute nacht wieder Kälber hüten.«

»Er war aufgestanden, wagte aber nicht, sie anzurühren. Sie sahen sich aber an und jedes erkannte, wie es um des anderen Willen stand. Er hatte wieder den Blick, den er heute morgen schon einmal gehabt hatte, so einen siegesgewissen, übermütigen Blick, so einen Blick, als wenn er sagen wollte: ‚Ich weiß ganz genau, wie solch ein Mädchenzorn zu deuten ist.‘ Ihre Augen aber sagten: ‚Ich bin zu stolz, dich lieb zu haben. Ach, ich habe dich so lieb.‘ Sie ging zögernd in die dunkle Tiefe der Kammer, als wollte sie ihm Zeit lassen, noch etwas zu sagen oder nach ihr zu langen. Er war aber zu schwerfällig dazu und lachte verlegen.«

Die Nacht brach herein, eine wundervolle, ruhige Nacht. »Ich will doch 'mal nach dem Mond sehen«, dachte Jörn Uhl und holte sein Fernrohr. Als er aber möglichst geräuschlos über die Mitteltür ging, stand Lenas Kammertür noch offen und sie trat auf die Schwelle und lehnte sich an den Pfosten. »Bist du noch wach?« fragte er beklommen. — »Es ist noch nicht spät.« — »Der Himmel ist so klar: Ich will noch mal nach den Sternen sehen. Hast du Lust, so kannst du mitkommen.« Sie blieb erst stehen; aber dann hörte er, wie sie ihm nachkam. Als er das Fernrohr auf einen Nebelstern gerichtet hatte, forderte er sie auf, hinein zu sehen. Sie aber stellte sich so ungeschickt, daß er seine Hand auf ihre Schulter legte und sie fragte: »Was siehst du?« — »O,« sagte sie, »ich seh . . . ich sehe . . . ein großes Bauernhaus, das brennt. Es hat Strohdach. O! . . . Alles brennt; das Dach ist ganz in Flammen. Funken fliegen darüber hin. Es ist ein richtiges altes, dithmarsches Bauernhaus.« — »Nein, Deern! Du hast zuviel Phantasie, die ist bei der Wissenschaft von Schaden . . . Was siehst du sonst?« — »Ich sehe . . . ich sehe . . . seitwärts von dem Bauernhause eine Planke, die ist dunkel; denn das brennende Haus ist dahinter. Aber in die brennende Diele kann ich tief hinabsehen. Drei, vier Garben sind schon vom Boden heruntergefallen und liegen brennend auf der Lohdiele. O, wie ist das schrecklich! Zeige mir ein anderes Haus, das

nicht brennt . . . Zeige mir ein Haus, weißt du, zeige mir einen Bauernhof, wo sie gerade dabei sind, die Kälber auszujagen.« Er lachte fröhlich auf. »Du Schelm«, sagte er, »du möchtest wohl auch dein Dreibein am Himmel sehen, was? So: Hoch überm Kopf!« — »Du hättest das Dreibein haben sollen! Den Tag vergesse ich dir nicht, du . . . und wie du mich ansahst! Das kannst du glauben.«

Er hatte noch niemals jemand an seinen Beobachtungen teilnehmen lassen. Nun wunderte und freute er sich über ihr Erstaunen und ihre Freude. Und dann zeigte er ihr den Mond. Er stellte und faßte sie wieder am Arm, als wenn sie ein unbeholfenes Kind wäre. Nun wunderte sie sich über die Maßen: »Was sind das? Beulen? Wie in unserem kupfernen Kessel! Ganz genau so: Wenn er blank gescheuert überm Herd hängt und morgens das Feuer nach ihm hinauf scheint.« — »Die Beulen sind Berge und Täler . . . Und nun hast du genug gesehen und weise genug geredet. Geh hinein! Du erkältest dich, und dann träumst du wieder und siehst im Traum, ich weiß nicht was. Wirst du schlafen können?« — »Ich will's versuchen.« Wieder wollte er die Hand nach ihr ausstrecken; aber die Hochachtung vor ihr hielt ihn zurück. Er meinte, er dürfe sie nicht so, gewissermaßen unterwegs, ergreifen. »Mach rasch,« sagte er, »daß du fortkommst.«

Sie ging und er blieb und setzte seine Studien fort. So verging die Zeit. Er war eifrig geworden und hantierte geräuschlos an seinem Rohre. »Und verwarf noch einmal wieder das junge Leben, das vor einer Stunde so schwer neben ihm geatmet, und kam wieder in das alte Geleise, daß der alte Dreier doch recht hätte. ,Mach nicht die Dummheit, Jörn!‘ . . . Und doch: ,Fein ist sie und gut. Glückliche der Mann, um dessen Hals die ihre Arme legt . . . Was muß die für köstliche Augen haben, wenn die einen Mann so recht mit Zutrauen ansehen wird‘.«

Rings um ihn nur die gewöhnlichen Geräusche der Nacht. Aber plötzlich war ihm, als hörte er dicht überm Hausdach und dann zur Seite an der Hauswand leichten Schrei einer Gans und schwaches Flügelschlagen. Und »als er hinsah, stand da unter dem Hausdach im hellen Mondschein eine weiße,

menschliche Gestalt, hatte die Hand über die Augen und tastete mit der anderen gegen die Mauer, als wollte sie da ins Haus hinein, wo doch gar keine Tür war, und redete dazu in erregten, eilfertigen Worten: „Die Kälber sind im Garten; du mußt besser aufpassen! Steh doch auf, Jörn, und hilf mir!“ Jörn Uhl kam in drei langen Schritten über den Rasen und rief leise ihren Namen: „Ich bin schon hier . . . Hier stehe ich. . . Ich bin es. . . So! So! . . . Nun sei man still. . . Ich bin es. . . Sonst ist niemand hier.“ Sie war verstummt und fing an, sich mit der oberen Handfläche die Augen zu reiben, wie ein Kind sich den Schlaf aus den Augen reibt, und klagte auch nach Kinderweise. Da umfaßte er sie und sagte ihr wieder, wo sie wäre, und führte sie nach der Stalltür und suchte sie zu trösten. „Siehst du, hier ist schon die Stalltür. Hier bist du durchgegangen, du Träumerin; durch den ganzen Stall bist du im Schlaf gegangen. Hast du die Mondkälber gesucht? Ach du Hansnarr! . . . So, hier brauchst du nicht bange zu sein. Nun bist du bald in deiner Kammer.“ Als sie nun endlich ihre Lage klar erkannte, erschrak sie, warf ihre Hände gegen ihr Gesicht und stieß wehe Laute: „O, o, wie ist das schrecklich!“ Aber er liebte sie und nahm ihr die Hände vom Gesicht und sagte herzlich: „Nun laß das Klagen. Laß es nun so sein, wie es ist.“ So kamen sie bis zur offenen Tür, die zur Kammer führte. Es muß eine merkwürdige Nacht gewesen sein; denn nicht allein, daß die Hälfte der Kälber aus der Weide ausgebrochen war und am Morgen wirklich im Hof und Garten standen: Der Knecht war in dieser Nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen, sondern kam erst in der Frühdämmerung zurück.«

Am nächsten Morgen schon geht Jörn Uhl zum Kirchspielschreiber, sich mit der 19jährigen Lena Tarn aufbieten zu lassen. Als er dann wieder vor diese tritt, ist er fast verlegen: »Nun möchte ich bloß wissen, was du von mir denkst.« Und als sie stumm bleibt, kommt er näher: »Du bist doch sonst immer ein großer Held gewesen, besonders mir gegenüber. Wirf den Kopf in den Nacken und schilt mich ordentlich aus, ich hab's verdient.« Sie schwieg aber still, legte nur beide Hände an die Schläfen und starrte in die Glut des Herdes.

Da zog er ihr die eine Hand sanft vom Haar herunter und faßte sie an und ging mit ihr über die Diele durch die Verbindungstür ins Vorderhaus. Sie folgte ihm willenlos, die Augen an der Erde, die eine Hand noch immer im Haar. In der Wohnstube führte er sie zu dem großen Stuhl, der am Fenster stand und drückte sie hinein. »So,« sagte er weich, »hier sind wir ganz allein, Lena. Hier in diesem Stuhl hat Mutter manchen Sonntagnachmittag gesessen. Da gehörs du nun hinein.« Sie sagte noch immer nichts. »Ich bin beim Kirchspielschreiber gewesen, Lena, und habe alles in Ordnung gebracht und im Juni ist Hochzeit . . . Sagst du noch nichts?« Da umfaßte sie seine Hände und sagte leise: »Du meinst, damit ist alles gut.« Und sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte. Da fing er an, sie sehr zu streicheln und zu küssen. »Kind, laß doch bloß dein Weinen! Bist ja meine kleine, feine Braut! Sei doch nur wieder fröhlich!« Und in seiner Not sagte er: »Ich will's auch nicht einmal wieder tun. Lach' bloß wieder.« Zuletzt, da er sonst keinen Schmeichelnamen mehr wußte, nannte er sie »Rotkopf«. Da mußte sie lachen; denn das war der Name der besten Kuh, welche vorn als erste im Stalle stand. Nun hob sie auch den Kopf und sah ihn lang an, unbeweglich. Und dann kam Jörn Uhl richtig in das Weiche und Wohlige, wie er meinte, es verdient zu haben.

Ich habe nur wenig mehr anzufügen, was für unser Thema von Wichtigkeit ist. Auch als junge Frau »strebt« Lena Tarn den ganzen Tag und ist rastlos tätig von früh bis spät. Die Arbeit flog ihr nur so aus der Hand. Und als ihre schwere Stunde vorüber, da stand sie schon am sechsten Tage auf, so sehr auch die alte Haushälterin warnte, und sorgte den ganzen Tag allein für ihren Knaben und ging sogar nach der Küche und trug das Wasser, ihr Kind zu baden. Jörn Uhl ließ es geschehen. Denn er war stolz darauf, eine so kräftige Frau zu haben, »nicht so zimmerlich, wie die anderen«. Das aber führte zu ihrem Verderben. Irgendwie muß sie sich doch infiziert haben, denn bald darauf bricht ein schweres Kindbettfieber aus. Schon als junge Frau warf sie, die blutarme Käthnerstochter, deren Kindheit von bitterster Not gedrückt war, eine Fülle von Liebe und Freude auf alle, die

um sie wohnten. Jetzt aber, in ihren Fieberdelirien »ging sie, die niemand beleidigt hatte, sie, die Freundliche, in ihrem Wahn zu jedem im Hause, auch zu den kleinen Dienstjungen und zu allen Nachbarn, und bat jeden um Verzeihung: ‚Wenn ich dir etwas zu nahe getan habe . . .‘ Gegen Morgen wurde sie ruhiger, war aber todesmatt und redete mühselig. Ihr Mann sollte ‚Vater sagen, daß sie ihn lieb gehabt hätte‘. Jörn Uhl schluchzte heiß auf: ‚Der hat kein einzig gutes Wort zu dir gesagt, du arme Deern.‘ Sie versuchte zu lächeln. ‚Du hast nichts wie Mühe und Arbeit gehabt‘, sagte er. Da machte sie ihm mit schwerer Zunge verständlich, daß sie sehr glücklich gewesen wäre.« Die letzten Fieberphantasien endlich versetzen sie wieder in ihre Kindheit. Da tritt die Liebe zum alten Lehrer Karstensen hervor, dann wieder zu Jörn Uhl, bis sie schließlich von Engeln zu einer weiteren Vater-Inkarnation, zum lieben Gott geleitet wird. »Es kam ihr entgegen wie Milde und Stärke. Von vielen Händen angefaßt und vorwärts geleitet, kam sie vor eine ernste, heilige Gestalt, die beugte sich weit vor und sah sie freundlich an. Da streckte sie die Hand aus und hatte plötzlich einen großen Strauß von leuchtenden, roten Blumen in der Hand und gab ihm die und sagte: ‚Das ist alles, was ich habe. Ich bitte dich, laß mich bei dir bleiben. Ich bin furchtbar müde. Nachher will ich arbeiten, soviel ich kann. Wenn du es hören magst, möchte ich gern dabei singen‘.«

*
*
*

Kaum je in einer anderen Erzählung ist der heiße Streit zwischen klar erfaßtem Sexualverlangen und der ebenso bewußten Sexualablehnung, sowie endlich der Sieg, den das Unbewußte erringt, indem das mondsüchtig-exhibitionierende Weib die Vernunft des Mannes über den Haufen wirft, so durchsichtig gezeichnet, wie in dem Romane Gustav Frenssens. Der Dichter spricht es klipp und klar aus: Es wissen beide, wie's um die Sehnsucht des anderen steht. Jörn Uhl durchschaut, was ein Mädchenzorn zu bedeuten hat, und Lenas Augen sagen: Ich bin zu stolz, dich lieb zu haben, aber ich habe dich lieb! Doch dem Unbewußten muß noch Gelegenheit zum siegreichen Durchbruch gegeben werden, damit der hem-

mende Verstand seine Macht einbüße. Darum dann die mächtige Steigerung der Libido beim Weibe durch die vorangegangene Menstruation und durch die Freite des Knechts, der die Kälber ausbrechen läßt, beim Manne durch das kalte Bad, und in beiden weiters durch die verführerischen Maienlülte. Unmittelbar auslösend wirkt endlich der Mond mit seinem Lichte.

Schon die Nacht vorher hatte sie im Schlafe laut gesprochen, just als Jörn Uhl an ihrer Kammer vorbeiging. Und dieser hatte es direkt als Wirkung des Mondlichts bezeichnet, was sie freilich bestreitet: sie habe wach gelegen und die Kälber ausbrechen hören.¹⁾ Und dann benützt sie die folgende Nacht, da die Haushälterin, mit der sie zusammenschläft, beim alten Bauer Krankewache hält und der Knecht schon wieder auf Freite gegangen, um ihrerseits sich Jörn Uhl zu nähern, als Mondsüchtige, die von ihrem Tun nichts weiß, also auch nicht schuldbar zu machen ist. Obendrein hat ihr Unbewußtes noch eine passende Ausrede bereit: die Kälber sind wieder ausgebrochen. Auch der motorische Durchbruch ist sehr gut begründet. Alles an Lena Tarn ist Freude an der Muskelbetätigung: das rastlose, fast unstillbare Verlangen nach Arbeit und lustvollem »Schaffen« und »Streben«, das stete Singen, die leichte Zornmütigkeit. Arbeit ist das Einzige, was sie mit Ernst zu betreiben vermag, weil sie in jener ihre Sexualität zum Teile auslebt, allem anderen begegnet sie lächelnd oder zornig, je nach ihrer Laune. Und es ist bezeichnend, daß auch ihre ungestillte Libido Jörn Uhl gegenüber sich stets in Zorn und Groll verwandelt, und ebenso, daß sie im Zorn ihn auf einmal mit »du« anspricht, also tut, als wäre sie seine Geliebte.

Noch eins wird just an diesem Beispiel von Nachtwandeln und Mondsucht besonders durchsichtig: die wohl ausnahmslos infantile Beziehung dieser Phänomene. Als die nachtwandelnde Lena von dem Geliebten angerufen wird, da reibt sie

¹⁾ Ob die Heranziehung dieser Tiere und das Wort von den Mondkälbern nicht noch einen heimlichen Nebensinn haben? Die zweimalige Wiederkehr des nämlichen Motives, die Analogie mit dem Eingangsfall, den ich analysierte, daß Lena endlich, als sie auf die Sterne schaut, ein Bauernhaus zu sehen wünscht, wo man gerade die Kälber austreibt, gibt manches zu denken.

sich mit der oberen Handfläche die Augen, wie ein Kind sich den Schlaf aus den Lidern reibt, und klagt auch ganz nach Kinderweise. Dann wieder ihr sonderbares Verhalten, als Jörn das erfolgte Aufgebot meldet. Der Bauer hat sie bezeichnenderweise buchstäblich an den Platz seiner Mutter gesetzt und dann in gleicher Weise gezärtelt mit Streicheln und Liebkosen, wie er es selbst einst von dieser erfahren. Doch Lena, welche bereits in der Nacht die plötzliche Erkenntnis ihrer Lage mit dem Rufe beantwortete: »O, o, wie ist das schrecklich!« kann sich auch jetzt noch gar nicht beruhigen. Daß eine Bauerndirne über einen außerehelichen Verkehr, der obendrein durch eine baldige Heirat legitimiert werden soll, so außer sich gerate, ist kaum anzunehmen. Wohl aber spricht mancherlei dafür — ich erinnere nur an ihre späteren Fieberphantasien — daß sie sich innerlich schuldig fühlt, weil sie einem anderen untreu geworden, dem Erstgeliebten ihrer Kindheit, dem eigenen Vater. Erst als Jörn Uhl wieder seinerseits selber zum Kinde wird, in seiner Art beteuert: »Ich will's nicht wieder tun!« und sie am Ende noch »Rotkopf« betitelt, wahrscheinlich ein Kosewort ihres Erzeugers, da muß sie lachen und sieht ihn dann lange und unbeweglich an, vermutlich, ob er der richtige Vater. Hierauf erst kommt alles ins rechte Geleise. Ich kann jetzt den Satz am Eingang dieses Abschnittes etwas erweitern. Nachtwandeln und Mondsucht haben nicht allein immer innige Beziehungen zum Infantilen, sondern noch genauer zum Kindlich-Erotischen.

Zum Schlusse will ich noch einen Umstand kurz erwähnen. Nur wenig berührt ist in unserer Erzählung die Wirkung des Mondlichts. Bloß einmal beredet Jörn Uhl diesen Punkt. Hingegen gibt es eine Tagesanknüpfung, einen rezenten Anlaß für Lenas Mondsucht. Sie hat durch das Fernrohr des Geliebten auf den Mond geblickt und über diesen Belehrung empfangen. Das weckte die Erinnerung an die Belehrung des alten Karstensen, des Lehrers aus ihrer Volksschulzeit, von dem wir vernahmen, daß er an Stelle ihres Vaters trat.

„Maria“ von Otto Ludwig.

Was das Kernproblem des Nachtwandels und der Mondsucht ausmacht, hat vielleicht kein Dichter so tief empfunden und so deutlich gesagt, als Otto Ludwig in seiner Jugendnovelle »Maria«. Sie ist nach einem Brief des Poeten »aus der Anekdote von den reichen, jungen Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter, in dem Gemach, durch welches er in das seine geführt wird, scheintot aufgebahrt, zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vergehen verlockt, zufolge dessen er, wie er nach Jahren einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß«. Diese Anekdote, die er von einem Freunde vernommen hatte, wirkte so lebendig auf ihn ein, daß er im Anschluß an das Gehörte sofort den ersten Plan niederschrieb, wenn er auch auf das unermüdliche Protestieren eben jenes Freundes die Novelle nicht gleich ausführte und auch nicht so grell, als sie sonst wohl geworden. »Ich sah«, berichtet unser Dichter, »erst nur das psychologische Interesse an diesem Stoff; die Geschichte als mögliche darzustellen, war die Aufgabe, und zwar eine bedeutende für den Erzähler; ein eigentlich ästhetisches Interesse konnte neben jenem gar nicht zur Möglichkeit kommen.« Es ist für den kundigen Psychoanalytiker wohl unzweifelhaft, daß, wenn der Dichter durch die Anekdote derart gepackt wird, dies nur darum geschieht, weil sie eigene bedeutsame Kindheitskomplexe aus seinem Unbewußten wachruft. Auch die nicht unbeträchtlichen Umwandlungen, welche der Poet mit der Fabel vornimmt, sind hochbezeichnend. Die Scheintote wird zur Mondsüchtigen, die Gastwirtstochter zum zierlichen Pastorskind. »Aus dem Leinwandhändler endlich wird ein feingebildeter, künstlerisch empfindender Jüngling, der viel von Ludwigs Eigenart erhält.« (Borcherdt.) Die fertige Erzählung hält der Dichter für das Beste, was er bisher gemacht, sie komme seinem Ideal einer Novelle am nächsten. Ob seine Versuche auch immer fehlschlagen, einen Verleger für die »Maria« zu finden, behält der Dichter zeitlebens die Liebe zu diesem Werk und es war eine der wenigen Jugendproduktionen, welche

er noch in den letzten Jahren gelegentlich seinen Freunden mittheilte.

Wie schon der Deutetitel dartut, ist das Thema der »Maria« die unbewußte, um nicht zu sagen, unbefleckte Empfindnis. Unbewußt darum, weil die Heldin, da sie, mondsüchtig wandelnd, zum Geliebten kommt, von diesem geschwängert wird, ohne im Bewußtsein Erinnerung zu bewahren an das Erlebte. Ja, die Analogie mit der Mutter Gottes wird noch dadurch unterstrichen, daß auf einem gleich anfangs beschriebenen Bilde »Maria und Magdalene«, die Himmelskönigin ganz unverkennbar die Züge unserer Titelheldin trägt. Mit außerordentlichem Seelenscharfsinn ist das Hauptgeschehnis, seine Folgen und Aufdeckung aus dem Charakter beider Helden entwickelt.

Eisener wie Maria sind einzige Kinder reicher Eltern, also deren Liebe auch im ungünstigen Sinne am meisten ausgesetzt. Beide geraten anscheinend den Vätern durchaus nicht nach und haben ihre Mutter früh verloren. Nur daß Eisener noch jetzt mit tiefster Verehrung an jener hängt, welche ihn das ganze weibliche Geschlecht verehren lehrte und aus seinen Worten deren Einfluß hervortritt auf den Mann und das Begehren des Sohnes: »Was Gutes an mir ist, habe ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbesonnenheiten zurückgehalten, als die Lehren und das Beispiel der weisesten und besten Männer (scil. des Vaters). Diese sanfte Macht, der zu gehorchen so süß ist und so lohnend zugleich! Während sie so liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrscht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche aber mächtige Einfluß ihrer sanften Nähe hat seinen Entschluß schon bestimmt, eh' er ihn faßte, ist seinem Zorne schon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh' seine eigene Kraft sich wider ihn waffnen konnte, hat ihn schon zum Rechtlichen und Schicklichen gewandt, ehe er sich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehen, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der

Glanz des verlorenen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit; sie sind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreisen, von ihnen erhellt und erwärmt.« Hingegen wird Mariens Mutter vom Dichter nicht mit einer Silbe gestreift. Wir erfahren nicht einmal, wann sie verstorben und wie alt die Kleine gewesen war, als sie die natürliche Beschützerin verlor. Nur indirekt kann man Vermutungen anstellen über diesen ausnehmend wichtigen Punkt.

Von früh ab schon war Maria ein wundersames Kind. »Sie redete eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Leblose war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Möbeln und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinnesindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klangen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, nannte sie das blaue Lied.« Beide Erscheinungen, sowohl das Verlebendigen lebloser Dinge, zu denen man spricht wie zu lieben Menschen, als das Phänomen der Synästhesien, des Farbenhörens und Tönefärbens, sind, wie wir heute zuverlässig wissen, auf erotische Motive zurückzuführen.¹⁾

¹⁾ Nach meinen psychoanalytischen Erfahrungen sehen Kinder, die so am Leblosen hängen, in diesem entweder Sexualsymbole, oder waren jene Dinge einst Zeugen ihrer geheimen sexuellen Genüsse. Es kann dann z. B. dazu kommen, daß ein solches Kind sich in Möbel, Zimmerwände, ja selbst in — ein Klosett verliebt, sich stundenlang dort aufhält, die Mauer küßt, ihnen seine Freuden und Leiden erzählt, und sie mit allerlei Bildern behängt. Man sieht auch sehr häufig, daß Kinder mit leblosen Dingen sprechen. Überraschen sie Große, so werden sie verlegen und brechen rasch ab. Stäke da nicht etwas Verpöntes dahinter, so wäre kein Grund hierfür abzusehen, um so mehr als in Märchen Tiere, Pflanzen und auch unbelebte Dinge mit den Menschen und unter einander reden, ohne daß ein Kind daran Anstoß nähme. Verlegen wird das letztere bei gleichem Tun erst dann, wenn es vom Baume der Erkenntnis genascht und Sexuelles zu bergen hat. Die erotische Beziehung der kindlichen Pflanzenschwärmerei sowie der verschiedenen Synästhesien hat Hug-Hellmuth überzeugend nachgewiesen. (Vgl. deren Studie »Über Farbenhören«, Imago, I. Bd., S. 218 ff.)

»Mit Mariens siebentem Jahre etwa gab zum Erstaunen aller die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger, beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerade entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.«

Was hatte diesen plötzlichen Umschwung erzeugt? Ich kann mich der Vermutung nicht entschlagen, daß hier entscheidend der Tod ihrer Mutter eingewirkt habe und damit die Notwendigkeit, dem Vater die Gattin zu ersetzen. Zwar wird ihre hausfrauliche Tätigkeit erst vom 12. oder 13. Jahr ab vermeldet. Doch will mich bedünken, sie hätte diese Rolle wohl schon im siebenten Jahre zu spielen begonnen (in welches Jahr dann der Tod der Mutter zu setzen wäre) nur, weil sie zu klein, noch unter den Augen einer älteren Magd oder Wirtschafterin. Wie meine Analysen an Hysterischen mich lehrten, erfolgt ein so tiefer und plötzlicher Wandel des ganzen Charakters stets nur aus bestimmten erotischen Gründen und zu ganz bestimmtem erotischen Zweck. Die früheste Liebe des ganz kleinen Mädchens gehört ja fast immer dem eigenen Vater, der ist in Wahrheit ihr erster Geliebter. Man kann es öfters aus Kindermund hören: »Weißt du, Papa, wenn Mama stirbt, dann heirate ich dich!« Das ist im Kindersinn durchaus ehrlich und buchstäblich gemeint. Ein früher, vorzeitiger Tod der Mutter gibt solchen infantilen Wünschen Realität, zumindest was die Sorgen der Hausfrau betrifft. Und sobald Maria diese Rolle einmal spielen darf, spielt sie sie glänzend und unvergleichlich, obwohl sie an Jahren noch ein halbes Kind ist. Sie ist ganz Mutter in der Betreuung eines fremden Knaben und dabei, wie dieser sehr richtig bemerkt, doch ausgelassen und herzlich lachend,

auch wo es gar nicht nötig wäre. Und als sie die erste Nacht in der Verbannung zubringt, ist ihr frühester Gedanke »der arme Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so gewohnt ist, zu Bett gehen müsse«. In der Führung des Haushaltes besitzt sie eine Mündigkeit wie wenig Ältere. Alles ist geschehen und gemacht, ohne daß man merkte, wie es gemacht wird. »Gibt es etwas Reizenderes als dieses sechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtschaftlichen Treiben?« sagt ein Bewunderer von ihr. »Sehn sie nur, sie mag tun, was sie will, so tut sie es auf das beste und schönste zugleich.« In der Stellung, die sie also eroberte, ist sie ganz zufrieden, scheint ihre Erotik völlig gesättigt. »Sie ist geistig noch so wenig Weib, daß die Neigung, die ihre schöne Bildung einflößt, auch nicht das mindeste von der Geschlechtsneigung hat und man sogar ihre körperliche Entwicklung übersieht. Da ist auch von jener reizenden Scham, die aus der bloßen Ahnung entspringt, es müsse doch etwas anderes um den Mann sein, noch keine Spur.« Und ein Freund des Hauses erklärt geradezu: »Wenn man die Ruhe, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet, so möchte man fast glauben, sie wäre ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint als jene.« Ihr fehlt jede Spur von den träumerischen Phantasien der Jungfrau, die nichts anderes darstellen als unbewußte Liebessehnsucht. Und was sie an jenen vordem besaß, ist nun völlig gebunden durch die Sorge um den Vater.

Weil ihre Erotik vorläufig gesättigt ist, nichts mehr zu umschleiern und zu wünschen braucht, drum hat sie einerseits die Klarheit des kindlichen Blickes behalten, vor dem keine Täuschung aufkommen kann, auf der anderen Seite die stete Zufriedenheit mit sich selbst und aller Welt, sowie die Fähigkeit, erlittenes Unrecht sofort zu verzeihen. Halte ich zu dieser Charakteristik des Dichters die leidenschaftliche Natur des Vaters, die ihn, den Pastor, sogar zur Gotteslästerung fortreißen kann, dann dünkt mich durchsichtig, warum Maria, wenn sie Unrecht erlitten, nur »über die Reue betrübt

ist, die der andere, wie sie ja wußte, empfinden mußte, wenn er endlich auch zur Einsicht und Besinnung gekommen«. Das ist wohl nichts anderes als die Stimmung des Vaters, der einst seinem Kinde Unrecht getan und dies in späterer Einkehr bereut hatte. Infolge der frühen Saturierung ihres Liebesempfindens bat dann Maria »auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abschlagen müssen. Hatte sie ein Bedürfnis, so war es Tätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauses, um die Zufriedenheit und das Gedeihen seiner Bewohner. Wo sie lieben konnte, war sie glücklich und daheim; doch selbst die Liebe zu ihrem Vater sprach sich nie leidenschaftlich und stets mehr in unermüdeter Aufmerksamkeit und Sorge, auch für das kleinste Bedürfnis, das nur sie erraten konnte, als in lebhaften Bezeugungen aus«. Für sich selber war sie fast bedürfnislos. Ein Schnittchen Brot und zwei Äpfel genügten ihr als Tagesnahrung, was typisch ist für die hysterische Anorexie und vielleicht nur den unbewußten Wunsch bedeutet, den Vater möglichst wenig zu kosten. Zur Vollkommenheit fehlt ihr nur ein einziger Zug: das Weiche, Anschmiegsame, typisch Weibliche. Auch dies wird verständlich, so man in Betracht zieht, daß alle Erotik auf den Vater im Sexualziel gehemmt ist, sich wegen der Inzestschranke nur intellektuell abspielen darf, zumindest soweit sie ins Bewußtsein gelangt.

Das Weib in ihr aber soll Erlösung finden durch den jungen Eisener. Ich habe schon oben ausgeführt, wie dieser an seiner Mutter hing. Gehört die Frühneigung des kleinen Mädchens gemeinhin dem Vater, so die erste Liebe des Knaben der Mutter. Die ist es, welche ihn lieben lehrt und das Weib seines Herzens nach ihrem eigenen Vorbild suchen. Wenn später, sagen wir in der Vorpubertät, der Knabe mit dem Geheimnis des Geschlechtslebens bekannt gemacht wird, so beginnt er in Anlehnung an gewisse Regungen seiner Kindheit die Mutter jetzt auch in dem neugewonnenen Sinn zu begehren, während er den Vater als begünstigten Rivalen, der diesem Wunsch im Wege steht, zu hassen anhebt und sich in bewußtem Gegensatz zu ihm entwickelt. Er gerät, wie wir sagen, unter die Herrschaft des Oedipus-Komplexes. Doch

gehen jene Wünsche auf die Mutter in der Regel nicht weiter, da ja unterdes schon längst die Inzestschranke aufgerichtet worden. Durch diese wird der Knabe genötigt, den Mutterkomplex einer Spaltung zu unterwerfen. War ihm einen Augenblick die Phantasie gekommen, die Mutter selber solle ihn in das Geschlechtsleben einführen — ein Zug, der wohl keinem Jüngling fehlt — so wird sie jetzt entschieden verworfen oder richtiger verschoben auf jene Frauen, welche aus der Liebe ein Gewerbe machen und wirklich den Jüngling ins Geschlechtsleben einzuführen pflegen. Dafür wird der Rest des Mutterkomplexes idealisiert und die Mutter zum reinen, unberührten Weibe umgedichtet, an das keines Mannes Begehrt sich heranwagt. Ein Ähnliches gilt von der Geliebten, die man nach dem Vorbild der Mutter wählt. So schwärmt auch Eisener: »Maria ist nicht zur Liebe geschaffen, nur zur Verehrung!« Doch ohne begehrende Kinderwünsche auf die Mutter ¹⁾ wäre er nicht Zwangsneurotiker geworden ²⁾ mit aller Hypermoral desselben, dem Stolz auf seine sittliche Reinheit und den übertriebenen Selbstwürfen, ja einer wohlüstigen Selbstzerfleischung, nachdem ihn die Sinnlichkeit ein einziges Mal überwältigt hatte. Auch der Mangel an Entschlossenheit, Bestimmtheit und an Lebensmut ist nicht, wie er wähnte, eine Folge seiner Kurzsichtigkeit, sondern seiner Neurose. Aus unbewußter Rivalität hat er sich direkt im Gegensatz entwickelt zu seinem stark phlistrisen Vater. War dieser nur Geschäftsmann, der sein Behagen über alles setzte, für welchen die Kunst nur insoweit Bedeutung hatte, als sie den Lebensgenuß ihm erhöhte, so ward des Sohnes Lieblingsneigung die Malerei trotz oder vielleicht just wegen ³⁾ seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit. Die Tyrannis seines Vaters ertrug er nur schwer und mit innerem Protest. Und wie er sich in Kontrast zu diesem dem ungebundenen Künstlertum zuneigt, so sucht er auf der anderen

¹⁾ Man denke an Eiseners Panegyrikus: »Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehen, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück, aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit.«

²⁾ Ebenso wie Otto Ludwig selber.

³⁾ Die bekannte psychische Überleistung bei angeborener Organminderwertigkeit.

Seite Ersatz für die Mutter in jeglichem Weibe. Erst da er seine Sittlichkeit befleckt glaubt, opfert er zur Sühne die Träume seiner Jugend und wird zum folgsamen, ja, was dem Alten unheimlich dünkt, zu einem übergehorsamen Sohn.

Wie war ihm dies einst so leicht gefallen der schwärmerisch verehrten Mutter gegenüber! Um diese spann, an dieser rankte des Knaben Liebessehn sich auf, und all das lavaheiße Empfinden, so einzig und allein nur dem Kinde eigen. An jenes Götterbild hat er die Neigung seines Herzens gehängt, wie die Phantasien einer lüstern erregten Einbildungskraft, die selbst dem besten Kinde nicht fehlen, wenn sie auch gemeinhin eingedämmt sind, ja späterhin völlig vergessen werden infolge moralischer Hemmungsimpulse. Drum wird die Erinnerung an die hehre Mutter nicht bloß durch Maria, die reine, geweckt, sondern auch durch Julie, die seiner Lüsternheit entgegenkommt und den zuletzt dahinter schlummernden unsauberen Kinderphantasien. Es ist interessant, wie treffend der Dichter jenes Doppelempfinden in Eiseners Seele zu zeichnen versteht. Da werden die sittlichen Hemmungsimpulse vorerst zurückgedrängt durch den ihm reichlich eingenötigten Wein, welchen er, der von früh ab an Mäßigkeit Gewöhnte, am wenigsten verträgt. Jetzt schien ihm die »schelmische Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwischen beiden, welches den jungen Jäger eifersüchtig zu machen schien. Hingegen empfand Eisener selbst etwas ganz Ähnliches, wenn sein Nachbar zur Linken an die emsige Marie Worte richtete, die die Neigung, die sie eingegeben hatte, nicht verbargen. Fast mit Ängstlichkeit lauschte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das Mindeste einer Entgegnung dieser Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er sich selbst über diese seltsame Teilung seines Wesens. Im dunklen Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie sie ihn entzündete und ihr Feuer in ihm immer mehr um sich greifen mußte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja, ohne daß er dies würde wollen können.« Allerdings, wenn »die schlanke Maria wie ein Heiligenbild hinter Julien stand, so sank das reizende Weltkind ihm in aller seiner verführerischen Grazie neben jener tief im Preise. Er fühlte das Be-

dürfnis sich klar zu werden.« War Klarheit ihm doch von Jugend auf Bedürfnis, wohl als ein Erbteil der klugen Mutter. »Da stieß Breitung mit seinem Glase gegen das wiedergefüllte Eiseners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechsel von äußerst lebhaften Vorstellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Besonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich sogar angenehm und erwünscht.«

Doch seine durch den reichlichen Alkoholgenuß und die allgemeine Ausgelassenheit ohnehin schon erhöhte sexuelle Erregung wird bis zum Gipfelpunkt getrieben durch eine Episode mit der feurigen Julie. Bei einem Gesellschaftsspiel hatte Eisener mit dieser das Zimmer zu verlassen. »Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunklen Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie herabbog und statt ihres Ohres ihr glühender Mund seinem Munde begegnete und die weiche, pulsierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die Besinnung festzuhalten, faßte er unwillkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr im Gesellschaftszimmer, ehe er noch sich des Warum bewußt war.«

Ist dies Benehmen des vor Verlangen glühenden Jünglings nicht eigentlich seltsam? Wie, wenn auch dahinter eine Erinnerung stäke, etwa an eine Szene mit der Mutter, die ihn durch Anpacken seines Arms zur Besinnung brachte? Doch wie immer dem sei, er hatte noch einmal die Kraft gefunden, der feurigen Lockung zu widerstehen. Allerdings nicht ohne nachträgliche Reue. Denn als er später seinen Schlafraum aufsuchte, konnte er nicht einschlafen und »seine Phantasie zauberte, so oft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in seine Arme. Es bereute tausendmal, so sehr er sich mühte, sich über seine instinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das süße Gift nicht in vollen Zügen getrunken, dessen bloße Berührung sein ganzes Wesen in dies fieberhafte Pulsieren gebracht hatte.« Im Garten sucht er nun Kühlung seines heißen Blutes zu finden, und tatsächlich wiegt der Duft der Blumen und das Säuseln der Blätter seine erregten Lebensgeister derart ein, daß ihm mäßig die Empfindung einer süßen Mattigkeit überkommt. In

halber Bewußtlosigkeit steigt er wieder hinauf und legt sich zu Bette. Eben ist er im Einschlafen, als er eine weiße Gestalt eintreten sieht, deren Züge er freilich bei seiner Kurzsichtigkeit nicht ausnehmen kann. Wie diese sich entkleidet und auf ihn zukommt, faßt er zuerst, wie hilfesuchend, mit den Händen nach der Seite, wo sein Freund schlafen sollte. Doch fand er da nichts, er war offenbar in ein anderes Zimmer geraten. »Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum ersten Male mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, schlich erst wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über all seine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Gestalt zu ihm ins Bett stieg. Das Seltsame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden inneren Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.«

Ich habe vorhin Mariens Charakterentwicklung geschildert, bis Eisener in ihr Leben tritt. Nur ein Punkt wäre noch nachzutragen. Sie hatte aus der Kinderzeit trotz aller Wandlung im siebenten Jahre einen einzigen Einfluß zurückbehalten, der »mit Beginn der Reife freilich nur zeitweise und gleichsam verstohlen in Wirksamkeit trat. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechslung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder Wärterin sie an das Fenster tragen, durch welches sie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte.« Etwa ein halbes Jahr vor der Bekanntschaft mit Eisener »hat der Mond den Einfluß, den er sonst auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt sie öfters ihr Lager, kleidet sich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschlossenen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bett, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zuschlafen pflegte. Sowie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück.

Sie selbst weiß nichts von diesen Wanderungen, und, was man getan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reife oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden.«

In dieser Schilderung eines Laien sind einige Momente neu und auffallend. Zunächst die Liebe — man kann es anders gar nicht mehr heißen — die das Kind dem Nachtgestirn entgegenbringt. Warum ist der Mond sein Liebling und seine Sehnsucht von klein auf, warum kann es stundenlang in ihn schauen, warum verlangt es als krankes immer so gelegt zu werden, daß es ihn allzeit erblicken kann? Wer Kinder beobachtet, der weiß, daß solche extreme Liebe, die Jahre ohne Überdruß währt, sowie endlich das fortwährende Anstarren-können sexuellen Inhalt besitzen muß, wenn dies natürlich auch niemals eingestanden wird. Nur wenn der Gegenstand, in unserem Falle das Nachtgestirn, geschlechtlich erregt, ist die Liebe zu ihm alle Zeit überdauernd und keinem Wechsel, keinem Nachlaß der Teilnahme unterworfen. Als Marias Erotik später im Vater Sättigung findet, tritt die Liebe zum Mond immer mehr zurück. Da aber mit dem Eintritt der Reife auch ihre geschlechtliche Erregung zunimmt, beginnt sie zu wandeln im Mondenschein. Die Liebe endlich, die ihr Eisener einflößt, im Verein mit der starken sexuellen Erregung, die das Fest am Vortag auch in ihr hervorruft, löst wieder einen Anfall aus, in dem sie dem Geliebten sich willenlos hingibt.

Das Volk wie der Hausarzt sind über den geschlechtlichen Grund der Mondsucht bei ihr wie ganz allgemein gar nicht im Zweifel. Wenn die Reife vollendet oder sie ein Kind ihr eigen heißt, werden die Anfälle aufhören, ist des letzteren Meinung. Und die Dienstmagd Grete, das lebendige Märchenbuch ihres Volkes, erklärt das Mondwandeln geradezu als Folge einer unbefriedigten Sinnlichkeit. Da hat ein junger Ritter ein reiches, vornehmes Fräulein gefreit. Kurz vor Mitternacht werden die beiden in die Brautkammer geführt. »Aber kaum, daß sie allein beisammen waren, da rief's mit einer seltsamlichen Stimme draußen vor der Burg: ‚Kunz, komm herab! Kunz, komm herab!‘ Und noch einmal rief's:

„Kunz, komm herab!“ Die Stimme aber klang so klagend und so drohend zugleich. Der Bräutigam sagte: „Das ist mein bester Freund; er ist in Not und ruft mir.“ Das Fräulein aber sagte: „Die Stimme gehört meiner Muhme, die sie vor zwei Jahren tot gefunden haben.“ Drum grauselte sie's, daß sie eine Gänsehaut bekam über den ganzen Leib,« und sie fleht ihren Bräutigam an, dem bösen Spuk nicht zu folgen oder wenigstens solange bei ihr zu bleiben, bis die Geisterstunde vorüber ist und der volle Mond aufgeht. Doch dieser läßt sich nimmer abhalten: »Sei's ein böser Spuk oder ein guter; mich soll niemand vergebens rufen!« »Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehen vor der Finsternis draußen und vor den Zähnen in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen und der Vollmond ist aufgegangen und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu Bette gegangen sei. Und wie ihr erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es werde ihm ergehen, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und tut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond.«

In diesem Volksmärchen ist der ausschließlich sexuelle Grund des Wandels ganz unzweideutig ausgesprochen. Der Spukgeist bedient sich da einer Stimme, zugleich klagend wie drohend, die der Bräutigam auffaßt als Hilferuf seines besten Freundes, die Braut hinwieder als Stimme ihrer Muhme, die man vor zwei Jahren tot aufgefunden, vielleicht nachdem sie aus unglücklicher Liebe Selbstmord begangen. Beide könnte — ich gebe diesen Punkt als eine Hypothese — Geschlechtsneid treiben, welcher auch dem andern den Sexualgenuß nicht gönnt, der ihm selber versagt ist, den Freund vielleicht die Eifersucht noch aus einer homosexuellen Neigung. Nachdem die Spukgeister um die Mitternachtsstunde und im

Vollmondschein ihr Ziel erreicht hatten, da schwur das Fräulein, »keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu Bett gegangen«. Das ist der Kern des ganzen Mythos, die naive und doch wahrscheinlich zutreffende Erklärung des Volks für das Rätsel der Mondsucht, zumindest für seine häufigste Form.

Ich habe oben immer supponiert, daß Marias Erotik durch die Sorge um den Vater gesättigt worden. Das ist freilich mit Einschränkung zu verstehen. Denn jene kann die Rolle der Mutter nur als Hausfrau spielen, nicht aber als Gattin. Darum genügt das erstere nur insoweit, bis stärkere sexuelle Impulse erwachen, durch äußere Reizung oder, wie es Regel, durch die natürliche Entwicklung zur Jungfrau. Sobald es einmal dazu gekommen, beginnt bei den dazu Disponierten wie etwa bei Maria das Wandeln im Mondlicht. Wenn aber Ziel und Endzweck derselben sexuelle Befriedigung der Jungfrau ist, dann fragt es sich weiters, warum sucht Maria da immer das Bett ihrer Kindheit auf. Im eingangs analysierten Fall war treibendes Motiv ein sexuelles Sich-Erregen an der Mutter, in späteren Jahren an der oder dem jeweils Geliebten. In den meisten Fällen, da normalgeschlechtliche Empfindung vorherrscht, ist der Zweck des Wandeln nach dem Volksmärchen, mit dem Herzensmanne zu Bette zu gehen. Das würde bei Maria, sobald sie Eisener kennen gelernt, die Szene der Vereinigung unschwer erklären. Was aber lag dem früheren Wandeln eigentlich zu Grunde, wo noch kein Mann auf sie Eindruck gemacht hatte? Oder doch vielleicht einer, bei dem gerade die Sexualität aufs strengste verpönt ist: der eigene Vater? Wie wenn die Erotik zu diesem unterdrückt und die also erworbene Gleichgiltigkeit auf sämtliche Männer übertragen worden wäre? Einem Kind ist ja als scheinbar harmlos manches gestattet, was man bei Erwachsenen perhorresciert. Lieben ja viele Eltern es doch, ihre Kinder frühmorgens ins Bett zu nehmen und mit ihnen zu spielen ohne jeden bewußt sexuellen Gedanken und ohne zu ahnen, wie sehr sie oft damit die Geschlechtslust ihrer Kinder aufstacheln. Nicht selten besuchen auch Mutter oder Vater das Kind vor dem Einschlafen, neigen sich zu seinem Bette herunter, lassen

es oft auch sich wild anpressen und halten dies alles für asexuelle Kinderliebe. Wie viel an grob-sexueller Erotik sich dahinter birgt, wenn auch gut versteckt, lehrt uns der eingangs zerlegte Fall. Auch Maria sucht vermutlich das Bett ihrer Kindheit im Nachtwandeln 'auf, weil sich daran ihre früheste Erotik knüpft.

Dies geschah nun bereits, eh' ihr Herz gesprochen, schon infolge der Pubertätserregung. Wie ist es nun, seit sie Eisener liebt? Halten wir den Wunsch ihres Unbewußten fest, zum geliebten Mann ins Bett zu steigen, und andererseits wieder, daß Maria als Hausmütterchen sehr wohl weiß, er schlafe nicht allein, vielmehr mit seinem Freunde zusammen, so ist da nur Kompromißbildung möglich. Sie steigt also wieder in ihr Kinderzimmer, welches in der nämlichen Richtung liegt, wie der Schlafraum Eiseners. Dort zieht sie zuerst den Vorhang empor, um in den Mond zu starren, was, wie ich im Früheren ausgeführt habe, die sexuelle Erregung bei ihr noch steigert. Dann kleidet sie sich vor dem Spiegel aus, wie sie es vermutlich auch als Kind getan, und bewegt sich zu dem Geliebten hin, der sie nach kurzem Kampf mit sich selber glühend umfängt. Sie aber duldet seine Liebkosungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand. Denn so nur läßt sich die Fiktion festhalten, sie habe ohne Bewußtsein geliebt und darum auch ohne Straffälligkeit. Wie sie endlich nach dem Abziehen des Mondscheins sich wieder erhebt, vor dem Spiegel ankleidet und das Zimmer ebenso geräuschlos verläßt, als sie gekommen, ist nach der Analyse des ersten Falls uns schwer zu deuten.

Wenn meine Voraussetzungen richtig sind, daß Eisener in Maria nur die Mutter umarmt, die Geliebte hinwieder als Kind wie als Jungfrau im Unbewußten ganz genau weiß, daß sie Sexuell-Verpöntes wünscht und wen sie begehrt, dann müssen die später vermeldeten Erscheinungen dies auch bestätigen. Sehen wir zu, was der Dichter erzählt. Als Eisener nach der Brautnacht erwacht, ist er keineswegs gekräftigt und freudig gehoben, wie sonst ein Mann im gleichen Falle, sondern geistig und körperlich verstimmt, als hätte er schwere Schuld zu büßen. »Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er

sich für die Gaukeleien eines Fiebertraumes zu halten. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in immer lebhafteren Farben vor«, wohl weil sich ein Herzenswunsch da erfüllt hatte. Die innere Unruhe trieb ihn fort und, als er beim Spaziergang der Geliebten begegnete, wunderte er sich, »daß Maria ihm heute größer erschien als gestern, oder vielmehr, daß er heute erst zu bemerken glaubte, daß sie groß sei.« Was könnte dies wohl anderes bedeuten, als daß Maria ihm jetzt so groß schien, wie einst die Mutter dem kleinen Knaben? Nur mußte er vorerst die Geliebte umfassen, um solches wahrnehmen und schauen zu können. Maria selber, die scheinbar im Schlafe und unbewußt genossen, demnach von allem nichts wissen sollte, hat die Unbefangenheit ihm gegenüber verloren, die sie am Tag vorher noch besaß, wird rot bei seinem Anblick und zieht die Hand, die sie ihm gegeben, »ängstlich verlegen wieder schnell zurück«, ohne doch bewußt zu wissen, warum. »In dieser Nacht schien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geschlummert hatte, zauberschnell zur Knospe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht.« Und Maria selber schildert ihren Zustand: »Jenen Morgen kann ich auch nie vergessen. Es war alles noch so still, so feierlich; die Gäste schliefen alle noch. Mir war's nie so zu Mute gewesen; mir war's an jenem Morgen, als wär' alles mein voriges Leben nur ein Träumen gewesen und nun gehe erst das Leben an; ich kam mir vor, als sei ich plötzlich größer geworden und sei nun erst kein Kind mehr.« Also auch Maria fühlt sich durch die Brautnacht groß geworden, aus dem Kind zur Mutter, nur jetzt für den Geliebten, der an die Stelle des Vaters getreten.

Fortab betragen sich Eisener wie Maria ganz ihren früheren unbewußten Wünschen gemäß. Der erstere z. B. »fand eine wachsende Lust darin, was wirklich das Werk vieler in einander greifender Umstände war, sich als das Resultat einer kalten, ruhigen Berechnung von seiner Seite vorzustellen«. Und war es im Grunde nicht wirklich etwas wie Berechnung gewesen, da er in uralten Kinderphantasien sich Ähnliches von der Mutter erträumte? Daß er im Bewußtsein der er-

wünschten Schuld jetzt stark übertreibt, ist nur natürlich. Keinen Augenblick fällt ihm ein, »jenem Wesen einen Teil der Schuld aufzubürden, was so nahe lag. Sein rechtliches Gefühl blieb dabei, er habe in dieser Nacht einem weiblichen Wesen ein Recht auf sich gegeben, welches er, wenn sie es fordere, ihr nicht streitig machen könne; es war ihm eine Beruhigung, sich auf diese Weise gleichsam bestraft zu sehen.« Nur allzu begreiflich! War diese Strafe ja eigentlich eine verkappte Belohnung, Erfüllung des infantilen Wunsches, die Mutter zu freien.¹⁾ Drum hatte er auch früher Julia nicht widerstehen können, obwohl ihn doch weit mehr Maria anzog. Denn die erstere war die gewährende Mutter seiner Einbildungskraft, die letztere hingegen die stolze, unnahbare der realen Kindheit. Und hehlt er sich auch nicht, sein Herz gehöre der keuschen Maria, ist er doch entschlossen, wenn Julie ihn überzeuge, sie sei der gespenstige Besuch gewesen, ihr allsogleich seine Hand anzubieten. »Den Zweifel, ob sie es verdiene, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er sich machen wolle, um nur glauben zu können, er dürfe sich lossagen von dem, was er für seine Pflicht erkennen mußte.« Maria aber »hatte er in diesen Tagen sich gewöhnt, für ein Wesen zu halten, das so hoch über ihm stehe, daß seine Liebe es entweihen müßte.« Also wiederum die bekannte Spaltung der Mutter in die Heilige und die Entgegenkommende.

Wie sah's nun in dieser selber aus? Die ersten Wochen nach jener Mondnacht blühte das Weib in ihr stets mehr auf, trotzdem der Geliebte in der Ferne weilte. Doch als in ihrem Leibe ein werdendes Leben zu keimen begann und Eisener immer noch nicht erschien, befahl sie plötzlich — sie trug bezeichnend dasselbe rosafarbene Kleid, in dem er sie an jenem Morgen gesehen — ein hysterischer Starrkrampf von zwölfstündiger Dauer, so daß sie alle für tot ansahen. Der verzweifelte Vater liegt zu ihren Füßen über sie hingeworfen — eine Situation, die uns noch später beschäftigen wird — und den

¹⁾ Vgl. dazu auch die interessante Stelle ... »die leidenschaftlichen Selbstanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch sich zu peinigen Behagen fand. ...«

just jetzt wiederkehrenden Eisener treiben seine schwersten Selbstvorwürfe gar über das Weltmeer. Auch nach dem Erwachen aus der Katalepsie erlangt Marie ihre vordem so blühende Gesundheit nicht mehr, sondern kränkelt fortwährend, was der Hausarzt endlich als Folge ihrer Schwangerschaft aufdeckt. »Das gute Mädchen selbst glaubte anfangs, was sie fühle und was man ihr sage, sei ein lebendiger, schwerer Traum.« Diese Ansicht wird uns, die wir soviel von der Mondsucht schon wissen und daß man alles nur »im Schläfe« tat, um straflos zu bleiben, nicht fremd anmuten. »Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderlich, daß sie sich selbst wie eine andere vorkam (soll wohl heißen: wie ihre eigene, früh verstorbene Mutter) oder wie plötzlich in eine andre Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eigenen Stimme, der Ton der Glocken schien ihr ein anderer, fremder.« Ziehen wir zur Deutung an dieser Stelle den eingangs zerlegten Fall heran, wo eine Mondsüchtige sich allerlei Träumen hingegeben hatte. Im Monde sollten da Menschen leben von anderer Art, mit anderem Fühlen, Sitten und Bräuchen, und was auf Erden an Sexuellem strenge verpönt, solle auf dem Nachtgestirn frei und erlaubt sein. Sie selber aber kam sich wegen ihrer geschlechtlichen Phantasien bereits als Kind ganz anders vor, wie die übrigen Menschen, als gehöre sie gar nicht auf diese Erde, sondern auf den Mond. Könnte nicht bei Maria ein ähnlicher Gedankengang stattgefunden haben?

Vom Vater sagte ich, er sei ihr erster Geliebter gewesen. Und es liegt beinahe wie unbewußtes Verstehen darin, wenn dieser voll Ingrimms ihr höhnisch zuruft: »Warum sagst Du nicht, die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehen, um mir eine unverhoffte Freude zu bereiten?« Auch Breitung genießt seit der frühesten Kindheit ihr unumschränktes Vertrauen nur deshalb, weil er sie liebte, wie ein eigenes Kind. Drum sieht sie bei aller Ängstlichkeit doch so zutrauensvoll und ihrer selbst gewiß zu dem väterlichen Freunde auf. Als aber auch Breitung nicht mehr an sie glaubt und der Vater mit Verachtung sich von ihr wendet, da ist's, »als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um, als Tränen heraus-

dringend, sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Fibern dröhnten; mit einer seltsam ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern; sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßene Luft. Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurückgewandt, « im hysterischen Opisthotonus also. »Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühesten Kindheit an geliebt«, tritt demnach jetzt an Stelle des Vaters. »Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungene Stellung brachte. Sie sah ihn so scharf an, als wolle sie sich überzeugen, ob er auch der wäre, für den sie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge schienen ihr so schön als die Seele, die sie verbargen und verleugnen zu wollen schienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die so unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, sonnenverbrannten Gesichte sprach, tat ihr unendlich wohl.« Aber als könne sie ihr immer noch nicht glauben, fragte sie: »Ist Er's denn auch, Just? Und Er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?« Erst der schlimme Auftrag, den der Alte auszurichten hat, wirft sie wieder zurück. Da sie vernehmen muß, der Vater wolle das Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, als bis sie fort sei, wird sie totenbleich im Gesicht und ein Zucken erschüttert den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick, so daß der Alte laut zu weinen anhebt, weil er glaubte, sie sei irre geworden. Erst sein bekümmertes Bezeigen, die Treue und Liebe, die daraus spricht, berühren sie so wohlthätig, daß sich der hysterische Krampf löst und sie niedersinkt. »Der Alte fing sie auf. Er setzte sie auf das Sofa. Sie lag quer über seinen Schoß hin; auf seiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der anderen hielt er ihren Leib fest, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weine sie ihr ganzes schweres Dasein aus. Der alte Knecht hielt sie mit zitternder Hand und schwerem Herzen.« Jetzt ist die Kinderszene völlig fertig, nur daß der Alte die Rolle ihres Vaters spielt. So hat es Maria vermutlich auch schon als Kind getan, wenn sie

sich gar zu unglücklich fühlte und auch dem Pastor ist das Hinwerfen über die totgeglaubte Tochter, wie wir oben sahen, nicht ungeläufig.

Als Maria das Pfarrhaus verlassen hatte, ist ihr erster Gedanke und stiller Kummer, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte, ja daß er vielleicht nicht mehr da sein könnte, wenn sich später alles zum Guten wendete. Dann dachte sie wieder an die Zeit, wo sie Mutter sein würde, und »ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.« Auf der Reise in die neue Heimat überkommt sie stets mächtiger »das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz sie flüchten wollte, wandten sich zürnend von ihr ab. Mit Tränen flehte sie zu Gott um ein Herz, das sie lieben, um das sie tätig sorgen dürfe. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremde; mit Herzensangst dachte sie daran, daß das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, sich ebenso von ihr abwenden könnte, wie alles getan hatte, was sie geliebt.« Da führt ihr ein gütiges Geschick den unglücklichen Johannes zu, den sein irrer Vater ins Wasser werfen wollte, um ihm die ewige Seligkeit zu retten. Sofort übernimmt Maria die Rolle der Mutter an dem Knaben, und nun sie »wieder für jemand zu sorgen hatte, war sie auch wieder ganz das ruhige, klare Wesen.«

Was hatte sie derart aus der Bahn geworfen? Nicht so sehr die Verbannung aus dem Vaterhause, nicht die Verachtung aller Welt, selbst ihres ältesten, treuesten Freundes. Über beides hätte sie hinwegsehen können, weil sich ihr Bewußtsein ganz schuldlos fühlte. Aber daß sie nicht mehr die liebende, sorgende Hausmutter war oder spielen durfte, nimmt sie dermaßen her, daß sie einen Augenblick Selbstmord plant. Um ein Herz nur fleht sie mit Tränen zu Gott, das sie lieben, um das sie tätig sorgen dürfe. Seit ihr die Sorge um den Vater genommen, fühlt sie sich erst wirklich und ganz verlassen, wenden alle lieben Kindheitserinnerungen sich zürnend von ihr ab und fühlt sie einen Fluch auf ihrer Seele lasten.

Warum aber kehren sich alle Kindheitserinnerungen von ihr, wenn sie sich wirklich so schuldlos weiß? Ist dies bloß darum, weil der Vater mit jenen unlösbar verknüpft ist? Doch

auch dem gegenüber fühlt sie bewußt sich doch völlig unschuldig, und wenn er ihr offenbar Unrecht täte von einer falschen Voraussetzung aus, dann müßten sich doch nicht die Kindheitserinnerungen wider sie kehren? Mich dünkt die Lösung anderswo zu suchen, darin daß Marie mit klarem Bewußtsein zwar gar nichts mehr weiß von den Geschehnissen jener Mondnacht und dies auch ehrlich beteuern kann, wohl aber alles im Unbewußten. Hier wird die Stimmung des Schuldigseins erzeugt, von dem das Bewußtsein nichts wissen darf, hier weiß sie genau, daß der junge Eisner sie umfängen hat, sie also den erstgeliebten Vater mit ihm betrog. Ist doch der Zweck des ganzen Mondwandeln kein anderer als schuldlos genießen zu dürfen, schuldlos, weil ohne begleitendes Bewußtsein.

Wenn diese Annahme richtig ist, dann müssen sie die Worte des Dichters bestätigen. Wir wollen nachprüfen. In der ersten Verbannungsnacht denkt Maria beim Einschlafen vorerst an den Vater, »der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehen mußte.« Dann weiters an Breitung und die Apothekerstöchter, die sich verachtungsvoll von ihr abgekehrt hatten. »Dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde, wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung, bald wie er sie mit Freundlichkeit ansah, wie an jenem Morgen, dessen sie sich so gern erinnerte.« Also eine durchsichtige Identifikation des jungen Eisener mit dem Vater und dem väterlichen Freund und ein Flüchten von den Geliebten, die verstoßen, zu jenem, der sich ihr freundlich zuneigt.

Noch beweisender ist eine folgende Stelle. Maria hat einen Knaben bekommen, und »je mehr sie den kleinen Säugling mit Wonne beschaute über seine gesunde und schöne Bildung, je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freue, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, sondern weil er gleiches Recht dazu habe und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könne, wie er sich über die

ihre. Ohne daß sie wußte, wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wäre es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudentränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seinen Arm zu legen, und, wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: „Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener.“ Maria weiß also im Unbewußten ganz genau, daß sie ihr Kind von Eisener bekommen, und die plötzliche Hemmung, da sie den Knaben in seine Arme legt, ist nur ein Kompromiß mit dem Bewußtsein, das jene Tatsache nicht wissen darf, soll sie anders ihr Unschuldsgefühl nicht verlieren. Ja, als dann Julie mit ihrem Kinde der Liebe kommt, das sie in jener nämlichen Mondnacht vom Jäger empfangen, trotzdem sie eigentlich Eisener liebte, da empfand Maria, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen jene. Sie sagte ruhig: „Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen.“

Bald aber erwacht eine Sehnsucht in ihr »nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müsse. Es war der seltsame, ängstlich süße Zustand der Liebesreife, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größeren Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbestrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen.« Oft saß sie strickend und träumend an ihres Knaben Wiege. »Es war Jahrmarkt in Marklinde; sie ging in ihrem Rosakleid früh im Garten und pflückte wilde Heckenrosen. Sie erschrak, denn es rauschte hinter ihr, und sie wußte, daß Eisener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen anderen Weg ein; ihr war angst, ihm zu begegnen, und doch wünschte sie, er möchte ihr nachgehen. Indem sie sich nach einem Blümchen neben sich bückte, warf sie sogar einen flüchtigen Blick hinter sich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte,

und doch wär's ihr lieb gewesen, er hätt' ihn bemerkt. ,Wenn er doch alles wüßte', flüsterte sie vor sich hin; ,aber sagen könnt' ich's ihm nicht, und auch merken lassen könnt' ich's ihm nicht. Ich müßte Nein sagen, wenn er es doch als Ja verstünde!' Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurd's so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Maria sprang erschreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär' es Wirklichkeit, was sie träumte. Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenso verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas anderes zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen mußte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen so gar nicht kenne, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: ,Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen.' Es gab ihr unendliche Genugtuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein müsse.« Ich achte es müßig, zu diesen sprechenden Phantasien ein Wort ergänzender Deutung zu setzen. Besser als jede mühsame Erklärung erhärten sie alles, was ich oben sagte. Später erkennt Maria, daß, was sie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten hatte, nichts anderes gewesen war, als das dunkle, aber gewisse Vorgefühl eines seligen Lebens mit Eisener und ihrem Georg.

Und nun zurück zum Zweck der ganzen Novellenzergliederung. Was lehrt sie uns zum Verständnis der Mondsucht? Vorerst bestätigt sie manches schon früher von uns

Erschlossene. Zunächst als Wichtigstes, daß sexuelle Triebfedern zugrunde liegen, Verlangen nach geschlechtlichem Genuß, und daß man scheinbar im Schlafe handelt, um aller Straffälligkeit auszuweichen, während doch das Unbewußte alles weiß. Dem sexuellen Grundmotiv entsprechend, beginnt das Wandeln zur Zeit der Pubertät, um nach Schluß derselben, oder beim Weibe nach dem ersten Kinde, dauernd zu sistieren. Bestätigt wird ferner, daß man ursprünglich das Bett seiner Kindheit aufsucht, die Stätte früher Sexualgenüsse, später jedoch das Bett des Geliebten, der an die Stelle des urgeliebten Elternteiles tritt. Und endlich auch, daß, wenn der Nachtwandler vor größeren Spaziergängen den Mond mit geschlossenen Augen fixiert, sich dahinter erotische Gedanken bergen, die wieder in früheste Kindheit zurückgehen. Das Nachtgestirn wirkt also nicht allein durch sein Licht geschlechtlich erregend, sondern sicher auch durch sexuelle Phantasien, die mit ihm verknüpft sind. Schließlich weiß auch der Mythos des Volks, daß die weiße Frau nichts anderes darstellt, als die Jungfrau im Hemd mit allem geschlechtlichen Verlangen derselben.

Noch eins erhärtet auch diese Novelle, was uns schon frühere Erfahrungen lehrten: die abnorme Muskelerregbarkeit und Muskelerotik. Denn Maria wird von einem hysterischen Starrkrampf befallen, da sich ihr des Vaters Liebelosigkeit aufdrängt. Es ist interessant, daß diese abnorme Muskelerregbarkeit, die sich in verschiedenen Muskelkrämpfen manifestierte, Otto Ludwigs treue Begleiterin war, sein ganzes Erdenwallen hindurch. Schon der Knabe bekam manchmal krampfhaftes Muskelzuckungen, wenn von außerordentlichen Leistungen oder Gedanken die Rede war, dem 23jährigen sollen »nervöse Zuckungen des Kopfes«, also vermutlich ein Tic den Beinamen »der Schüttler« eingetragen haben. Und später litt unser Dichter an konvulsiven Erscheinungen in geringerem Maße eigentlich dauernd, in stärkerem, besonderem Grade jedoch wiederholt, wenn auch nur vorübergehend.¹⁾

¹⁾ Vgl. hiezu hauptsächlich Ernst Jentsch »Das Pathologische bei Otto Ludwig«, »Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens«, herausgegeben von L. Löwenfeld, Heft 90.

Auch sonst ist zu sagen, daß Ludwig eine Reihe persönlicher Charakterzüge auf Maria und den jungen Eisener verteilte. Ihm selber war nämlich nicht bloß die Neigung zu Krämpfen eigen, sondern auch zu Ohnmachten, das Zwangsneurotische und Hysterische, die hochgradige Kurzsichtigkeit, die Neigung zum Reden über Malerei, das Sprechen mit leblosen Dingen,¹⁾ das Farbenhören, sowie sonstige Synästhesien und endlich eine besondere Verehrung der Mutter.

»Buschnovelle« von Otto Ludwig.

Schon in der vorbesprochenen Novelle spielt der Mond, auch abgesehen von Mariens Nachtwandeln, eine wichtige Rolle, indem eine Reihe bedeutsamer Geschehnisse just unter seinem Lichte erfolgt. Noch stärker finden wir diese Beziehung in der erst kürzlich wieder ausgegrabenen »Buschnovelle« Otto Ludwigs, die ich hier anschließe, obgleich sie eigentlich unsere Probleme nicht direkt behandelt. Immerhin gilt die Heldin Pauline manchen für mondsüchtig und ihre blauen Augen »haben einen eigentümlichen Ausdruck. Sie sehen wie Fremde in diese Welt hinein, wie ein Engelpaar, das, auf unsere wunderliche Erde versetzt, noch daheim ist in seiner himmlischen Heimat und sich nicht finden kann in das verwirrte menschliche Treiben«. Auch von dem Grafen behauptet seine Braut, er kenne kein anderes Vergnügen, »als die Nächte auf den Felsen herumzuklettern und den Mond anzubeten«. Vielleicht gab dies Anlaß zum Gerede von einem nächtlichen Spuk oder hat doch mindestens einer alten Sage ein neues Leben eingehaucht. Ein verwünschter Prinz sei in den Götterfelsen gebannt. Er habe »ein Gesicht wie ein ausgehender

¹⁾ Vgl. hiezu die Worte des Dichters: »Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den anderen und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, so daß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auf sie wirke, und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige«. Ferner: »Ich . . . der sogar in einem wunderbaren Vernehmen mit Berg und Pflanze stand, weil der Liebesreichtum nicht zu dämmen war. . . .«

Zwanziger, aber blaß und ordentlich durchsichtig wie Mondschein, und könne nur erlöst werden durch eine Jungfrau, die 18 Jahre alt ist und dabei so unschuldig, wie sie aus dem Mutterleib gekommen«. Der Graf, den seine Braut betrogen, wird darüber schwermütig und traut fortan keinem Weibe mehr. Auf dem Götterfelsen, wo er im Mondschein zu wandeln pflegt, lernt er Pauline kennen und lieben. Als diese in ihm den verwünschten Prinzen zu schauen vermeint und ihre Absicht ausspricht, ihn erlösen zu wollen, stellt er als Bedingung, sie müßte von dem Kreuz aus die Felsen gerade heruntersteigen, doch dürfe sie keine Hand anlegen, sondern müsse die Arme gegen den Vollmond halten. »Und das müßte morgen nachts geschehen, wenn der Mond geht, sonst muß ich verzaubert bleiben. Sowie du den Felsen so hinabgestiegen bist, so bin ich erlöst und dann mache ich dich zu meiner Prinzessin«. Wie Pauline dann ihren Vorsatz ausführt — schon ihr bloßer Entschluß, der sichtlich einer großen Liebe entsprungen, hat den Grafen von seiner Schwermut geheilt — wie der Graf sie rettet und später freit, das möge man bei dem Dichter nachlesen.

Hier sei nur betont, daß nicht bloß alle wichtigen Geschehnisse sich just im Vollmondlichte abspielen, sondern daß auch keine zweite Novelle soviel autobiographische Züge aufweist. Der jüngste Herausgeber dieser Erzählung, Heinrich Borchardt, erklärt geradezu: »Ohne große Mühe kann man in der Schilderung des Grafen mit dem Zwickelbart den Dichter selbst wiedererkennen, der in jener Zeit zu tiefem Ernst und zur Melancholie neigte. Gerade darum wirkten Emiliens (seiner Braut) Frohmuth, Heiterkeit und unbefangene Natürlichkeit in hohem Grade erfrischend auf ihn ein; einen ähnlichen Einfluß übt Pauline in der Erzählung auf den Grafen aus. Was wir vom Äußern Emilie Ludwigs wissen, stimmt mit der Schilderung Paulinens gleichfalls überein. Der Vater Paulinens weist wohl auf Emiliens Vater hin. . . . Das Hauptgewicht wird man darauf zu legen haben, daß wir in diesem Werke eine poetische Verklärung von Otto Ludwigs Liebesglück im Triebischtal besitzen. Das Landschaftliche ist bis in allen Einzelheiten genau wiedergegeben.« Ob und wie weit nun der Dichter

und seine Braut sich vom Vollmondlichte beeinflussen ließen, darüber ist leider von den verschiedenen Lebensbeschreibern gar nichts vermeldet. Auffällig bleibt die Tatsache jedenfalls, daß jener zweimal im Verlauf von zwei Jahren dies Thema ausspann, und beidemal obendrein mit einem stark autobiographischen Einschlag. Das ist allein durch den Einfluß Tiecks, den er freilich in der Jugend eifrig las, nicht genügend zu erklären.

»Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum« von Theodor Mundt.

Im 7. Bande des »Euphorion« hat Richard M. Meyer eine angebliche Quelle von Ludwigs »Maria« ausgegraben. Sie ist ein Novellenmärchen des »Jungdeutschen« Theodor Mundt, das in seiner Sammlung »Charaktere und Situationen« 1837 erschien, fünf Jahre also vor der »Maria«, und mit dieser tatsächlich einige äußere Ähnlichkeiten aufweist. Doch obschon der Berliner Literarhistoriker zu dem Schlusse kommt: »Eine direkte Benützung wird hier schwer zu bestreiten sein«, so muß ich doch sagen, nachdem Otto Ludwig die Erzählung eines Freundes ausdrücklich als seine Quelle angibt, Mundt aber nicht mit einer Silbe erwähnt, erscheint mir die Märchen-novelle des letzteren als Vorlage mindest sehr problematisch. Trotzdem nun diese, die unter dem Sondertitel »Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum« in jener Sammlung enthalten ist, kaum einen künstlerischen Wert besitzt, will ich doch ihren Inhalt, soweit sie unsere Probleme berührt, möglichst mit den Worten Mundts selber wiedergeben.

Der stud. theol. Emil Hahn hat, wie einer seiner Freunde behauptet, »über den Büchern das Leben selber verloren und den lustigen Gesellen, die ihn in den wahren Genuß des Daseins einweihen wollten, manches moralische Kikeriki von Tugend und Enthaltksamkeit vorgekräht«. Auf dem Heimritt zu Vater und Pflegeschwester Rosalinde wird er von zwei bekannten Studenten zu einem kleinen Zechgelage genötigt, bei dem er dem Weine mehr, als gut ist, zuspricht. Besonders lassen die beiden Kameraden Rosalinde hochleben, die Hahn als 14jährige verlassen hatte und die in den zwei Jahren der Trennung zu voller Schönheit aufgeblüht war. Als Hahn, im Halb-

rausch ins Vaterhaus zurückgekehrt, zuerst Rosalinde in einem Nebenzimmer trifft, findet er im Gegensatz zu seiner sonstigen Schüchternheit sofort den Mut, sich ihr zu nähern. »Mit kühner Inbrunst umschlingt er sie und dem brennenden Kuß, den er auf ihre jungfräulichen Lippen drückte, folgte, wie ein Blitz auf den andern, ein zweiter längerer, der nicht enden wollte«. Nachdem er noch eine Zeitlang, wieder ganz gegen seine Gewohnheit, in der großen Gesellschaft, die sein Vater just an jenem Abend gab, seinen Mann gestellt hatte, »fühlte er sich allmählich von Müdigkeit ergriffen und die muntere und gereizte Laune, zu der ihn der genossene Wein erweckt hatte, fing nach und nach an, mit dem Rausch selbst zu verfliegen. In einem merklich herabgestimmten Ton beurlaubte er sich und begab sich mit schwerem und hängendem Kopf auf sein Zimmer, um durch Schlaf, dem er nicht länger mehr widerstehen konnte, sich von seinem peinlichen Zustand zu erholen.«

»Es war spät in der Nacht, als Emil aus seinem Bette sprang. Ein lebhafter Traum schien ihn verwirrt und aufgeschreckt zu haben; er stand halb angekleidet mitten in seinem Zimmer und starrte, wie sich auf sich selbst besinnend, vor sich hin. Oben am nächtlichen Himmel brannte die Vollmondscheibe mit einem selten gesehenen scharfen Glanze und ihr weißes Silberlicht stand stechend, gerade über dem Scheitel des nachtwandelnden Jünglings. Das Zimmer dämmerte hell in den geheimnisvoll zitternden Mondstrahlen, die sich in langen, blinkenden Fäden über Fußboden und Decke ausgesponnen hatten. Emil hatte seine Augen fest an die große Mondscheibe geheftet und taumelte jetzt mit wankenden Schritten zum Fenster, um es zu öffnen.« Als er so stand, kam eine kleine, schneeweiße Katze — die Katze ist bekanntlich ein Lieblingstier der Romantiker — und sprach zu ihm: »Bin gekommen, dich in deiner Hochzeitsnacht zu gratulieren. Ja, ja, ich weiß wohl, daß du verheiratet bist. Heute ist eine schöne Nacht, um Hochzeit zu machen. Der Mond schießt recht inbrünstig herab, sein starker Schimmer sticht in das Blut und auch wir Kätzchen fühlen Triebe in der säuselnden Mainacht. Glücklicher, der du verheiratet bist! Verheiratet mit Rosalinde!« »Emil faßte sich verwirrt an die Stirn. Alles,

was er um sich her sah, kam ihm wie verändert vor und selbst die leblosen Dinge in seiner Umgebung schienen ihm in diesem Augenblicke eine zauberhafte Verbindung erfahren zu haben. Jegliches, selbst Tisch, Stuhl und Schrank blickten ihn, in der grellen Mondbeleuchtung sich keck wiegend, bekannt und vertraut an und hatten in seinen Augen Arm und Fuß, sich zu bewegen, Mund, um zu sprechen, Sinne, um sich mitzuteilen. Zugleich stieg dem Jüngling tief aus Herzensgrund ein süßes Bild hervor, bei dem er sehnsüchtig lächelte. Es ist die Erinnerung an Rosalinde und ihre großgewordene Schönheit. Sie geht wie ein heißer, ahnungsvoller Traum durch seine Seele hin und er denkt sich trunken, zitternd, jauchzend mit der stolzen, besiegten Jungfrau vereinigt in liebeglühender Brautnacht. Während er so sinnend sich verloren, blieb sein Blick von einem Gemälde gefesselt, das ihm gegenüber an der Wand hing. Seltsam, es war Rosas Portrait, und er wußte nicht, quoll dieses Bild jetzt so lebenswarm nur aus dem Drang seiner ihn entzündenden Vorstellung heraus, oder war es wirklich drüben von eines Malers Hand in den goldenen Rahmen eingezeichnet«. Da miaute wieder das Kätzchen: »Das ist ja deine junge Frau Rosalinde! Auch der Mondstrahl jagt ihr nach; sieh, wie sein Schein ihr unaufhörlich die Schläfe küßt. Junge Frau ist in der Brautnacht Königin! Wir wollen sie krönen, wir alle, die wir hier im Zimmer sind und durch den Mondennachtschein Leben erhalten, wir wollen sie krönen! Ich schenke ihr zu ihrer Brautkrone recht feurige, zärtliche Triebe«. Dann regen sich die Maiblümchen im Zimmer und schenken ihr den Schmelz der verliebten Unschuld in ihre Brautkrone. Auch der Vogel im Käfig läßt sich vernehmen: »Ich schenke ihr zur Brautkrone die Partitur meiner neuesten Melodie. Harmonie und Melodie können die Mitgift aller jungen Bräute sein.« Endlich schenkt ihr noch ein hereingeflogener Maikäfer zur Brautkrone »ein paar liebenswürdige Grillen«.

»Von diesen Märchenschätzen der Mainacht umfängen, stand der träumende Emil immer noch im süßen Taumel dem monдумflossenen Glanzbilde des Mädchens, dem alle jene Huldigungen galten, gegenüber. Je länger und je lebhafter

er sich all die jungfräulichen Reize, die den ersten brennenden Wunsch in des Jünglings Phantasie hatten auflodern lassen, vergegenwärtigte und nahe rückte, je mehr ergriff ihn eine fast verzehrende, pochende, betäubende Ungeduld des Herzens, die er sich nicht zu erklären wußte und noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Wie ein verführend süßes Gift teilte sich ihm im Geheimen der Wahn mit, daß Rosalinde seine Braut, seine Frau und daß diese wunderschöne, mondhelle Frühlingsnacht seine Hochzeitsnacht sei. Sein Herz wuchs in mächtiger werdender Sehnsucht, die junge Leidenschaft atmete hoch in ihm auf; bebend, bangend, zagend, schmachkend fühlte er sich doch seltsam glücklich.

Da war es ihm, als finge dort das Bild Rosalindes an, sich zu bewegen, als hüben sich allmählich und leise zuerst die glänzenden Schultern daraus hervor; dann tauchten die zarten Umrisse des Busens in ihren lieblich heraustretenden Formen auf, verschämt bog sich das liebestrahlende Gesicht ihm entgegen; die Gestalt vergrößerte, vervollständigte, dehnte sich aus zu aller Fülle des wirklichen Lebens; lächelnd, winkend, geheimnisvoll ihn ansehend, Gunst und Glück versprechend, tat sie einige Schritte zu ihm hin, floh dann schamhaft und wie erschreckend wieder zurück, entschwebte in sylphenhafter Bewegung zur Türe und blieb hinter derselben halb zurückgebogen, noch lauschend und auf den Jüngling hinblickend stehen.

Er wußte nicht, sollte, durfte er ihr folgen. Es zog ihn mit Gewalt ihr nach und doch stand er noch und zauderte. Die helle Mondnacht schien, wie eine Fee an dem Verzaubern, so an dem lauten, bangen Herzklopfen des Jünglings sich zu freuen. Da hielt er sich nicht länger; in stürmischer Bewegung eilte er mit geöffneten Armen auf die geliebte Erscheinung zu und wollte sie umfassen, sich ihr an den Busen werfen, an ihr die heiße Sehnsucht ausatmen. Sie floh, er folgte ihr. Sie floh vor ihm aber leise und lockend, und von Zimmer zu Zimmer stürzte er ihr trunken nach, ohne die mit geisterhafter Schnelle Dahinwandelnde ereilen zu können. Wie ein voranziehender Stern schwebte sie vor ihm daher, seine Schritte waren an ihren Lauf wie gebannt und

so zog sie ihn nach, fort und fort, durch eine Reihe von Gemächern, daß er sich wunderte und sich wie in einem großen, unheimlichen Zauberpalast umherirrend vorkam.

Endlich sah er sie nicht mehr, das holde Bild war ihm plötzlich verschwunden. Er aber muß noch immer eilen und eilen, es ließ ihn keine Ruhe, er wußte selbst nicht mehr, was er suche und zu finden hoffe. Jetzt stößt er an eine Thür, sie springt auf und er tritt in ein kleines, trauliches Gemach, in dem ein weißes Bett steht. Von seltsamer Ahnung ergriffen, zieht der Jüngling mit kühner Hand die Vorhänge zurück und sieht, staunt, lächelt und erglüht vor Wonne. Da liegt ein schönes Mädchen, schlafend, träumend, ach, es war Rosalinde, sie selbst. In der holden Vergessenheit des Schlummers, wie eine aufgeblätterte Rosenknospe sich ent-hüllend, zeigte sie die geheimsten ihrer Reize in lieblicher Fülle dem Auge der Nacht. Im süßen Wahn der aufgeregten Leidenschaft stand Emil vor ihr und über sie hingebeugt. „Ist nicht heute meine Brautnacht?“ dachte er, sann er und der heiße Taumel der schwärmenden Sinne riß ihn unwiderstehlich dahin. Da schloß er sie inbrünstig in seine Arme, drückte Mund auf Mund in begehrlchem Küssen und schmiegte sich fest und fester an das warme, wonnige Leben der reizenden Gestalt. Er wagte der Liebe kühnstes Werk. Die Schlafende wehrte nicht gleich dem vermessenen Beginnen; von einem Traum befangen, wie ihn, der Mythe nach, ja sogar die keusche Luna hat, schien sie anfangs dem verführenden Augenblick sanft nachzugeben. Nur ein brennender Purpur überzog die zarten Wangen, ein leises stammelndes Ach! hauchten die halbgeöffneten Lippen aus. Der grelle Vollmondschein stand mit seinen zitternden Strahlen hochleuchtend gerade über dem Lager des Mägdeleins.

Jetzt, jetzt aber erwachte sie aus dem wunderbar banger Traum! sie schlägt die Augen auf, sie schüttelt das schöne Haupt, als wolle sie es befreien aus den Fesseln eines schwarzen Zaubers; laut aufschreiend erblickt sie sich wirklich in des Jünglings Armen und sieht, ach, daß sie nicht geträumt hat. Wild stößt sie ihn zurück mit aller Kraft des Entsetzens, springt auf und steht händeringend und verzweifelt vor ihm,

das flatternde Haar verhüllt nur halb das starre Antlitz. Dann ruft sie ihn mit einem unbeschreiblich schneidenden, schmerzlich fragenden Ton beim Namen: „Emil!“ Dieser aber, als er sich nennen hört, stürzt in demselben Augenblick mit einem leisen Seufzer ohnmächtig zu Boden. Nach einer Pause erhebt er sich wieder, reibt sich die Augen und blickt sich verwundert um. Er kann nicht begreifen, wie er hieher gekommen. Der Einfluß des Mondes hatte den armen Nachtwandler dieses Abenteuer erleben lassen. Nachdem er vollständig erwacht und zu sich selbst gekommen war, stand er auf und begann sich auf seinen Zustand zu besinnen. Da fiel sein Auge erstaunt auf Rosalinde, die ihn noch immer starr und sprachlos und unbeweglich anblickte. Scham und Zorn verschönten mit hochroter Glut das beleidigte Mädchen, dessen jungfräulichen Schnee die unheimlichen Wunder dieser Nacht befleckt hatte. Eine dunkle, erschreckende Erinnerung des Vorgefallenen trat, wie ein ferner, verblaßter Traum jetzt in Emils Bewußtsein. Die verlockenden Nachtgespenster, die ihn umschwirrt hatten, streiften nun höhnend die täuschende Larve von ihm ab.

„Fort! Fort! Fort!“ rief endlich Rosalinde, die seinen Anblick nicht mehr ertragen konnte. „Fort!“ rief sie und streckte in leidenschaftlicher Bewegung die Hand gegen ihn aus, als wolle sie damit einen rauchenden Dolch aus seinem Busen zucken. „Fort, Fort!“ wiederholte, bat und schluchzte sie. Dann verhüllte sie im lauten Ausbruch der Tränen ihr jammerndes Haupt. Emil schlich zerknirscht und voll Verzweiflung hinweg. Auf seinem Zimmer wieder angelangt, war er in einer Stimmung, in der er sich eine Kugel hätte durch den Kopf schießen können, wenn ihm im Augenblick ein Pistol zur Hand gewesen wäre.« Wie Rosalinde dann schwanger wird und trotz ihres Widerwillens gegen Emil sich ihm doch vermählt zur Wiederherstellung ihrer Ehre, wie aber nach der Hochzeitstafel zwei Bekannte des jungen Ehemannes, die er nicht eingeladen hatte, ihm einen so argen Schabernack spielen, daß er infolgedessen wahnsinnig wird, das verdient keine eingehende Wiedergabe.

Entkleiden wir den vorstehenden Fall alles mystischen Beiwerks, so bleibt auch hier als Kern der Mondsucht das Verlangen,

zum Liebesobjekt zu kommen und dort ohne Strafe genießen zu dürfen, weil das Bewußtsein mangelt. Schon der Literaturhistoriker Richard M. Meyer durchschaute ganz richtig: »Eine Neuerung hat Theodor Mundt durch Sperrdruck hervorheben zu können geglaubt: ‚Der Einfluß des Mondes hatte den armen Nachtwandler dies Abenteuer erleben lassen.‘« Von der Wirkung des Nachtgestirns gibt freilich Mundt nur allerlei mystisch-märchenhaftes Gefasel.

„Der Prinz von Homburg“ von Heinrich von Kleist.

Ähnlich wie Ludwig trug auch Heinrich von Kleist Nachtwandeln und Mondsucht in einen gegebenen Stoff hinein. Wir wissen, daß Kleist nicht lange vor Entstehung des »Prinz von Homburg« unter Schuberts Einfluß sich sehr viel mit den »Nachtseiten der Naturwissenschaften« befaßte und Wukadinowich hat es sogar wahrscheinlich gemacht, daß der Dichter noch tiefer, auf eine Quelle Schuberts zurückging, auf Reils »Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen«. Dort fand er eine Anzahl von Zügen, die er dann in sein Drama hineinverwob, wenn auch bei weitem noch nicht alles, was er seinen mondsüchtigen Helden tun läßt. Da der Inhalt des Schauspiels wohl als bekannt vorauszusetzen ist, begnüge ich mich damit, die mystische Einkleidung, also Anfang und Ende der Handlung zu erzählen.

Von langem Ritt ermattet, wirft der Prinz von Homburg sich zum Schlaf hin, um vor der bevorstehenden großen Schlacht ein wenig zu ruhen. Da man den Führer am Morgen sucht, findet man ihn im Schloßpark von Fehrbellin auf einer Bank sitzen, wohin den Nachtwandler der Mondschein gelockt hat. Mit bloßem Haupt und offener Brust ist er »beschäftigt, Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich, Den prächtigen Kranz des Ruhmes einzuwinden.« Noch mehr, den Lorbeer zu diesem Kranz muß er sich selber in der Nacht aus dem kurfürstlichen Treibhaus geholt haben. Die Fürstin meint: »Der junge Mann ist krank, so wahr ich lebe!« eine Ansicht, der auch Prinzessin Natalie beipflichtet: »Er braucht des Arztes.« Doch Hohenzollern, sein bester Freund, erwidert kühl. »Er ist gesund. Es ist nichts weiter als eine bloße

Unart seines Geistes.« Unterdes ist der Prinz mit dem Winden des Kranzes fertig geworden und besieht ihn eitel. Da reizt den Kurfürsten, einmal zu sehen, wie weit es jener noch treiben wird, und er nimmt ihm den Lorbeer aus der Hand. »Der Prinz errötet und sieht ihn an. Der Kurfürst schlingt seine Halskette um den Kranz und gibt ihn der Prinzessin; der Prinz steht lebhaft auf. Der Kurfürst weicht mit der Prinzessin, welche den Kranz erhebt, zurück; der Prinz, mit ausgestreckten Armen folgt ihr.« Und jetzt verrät er sein innerstes Wünschen: »Natalie! Mein Mädchen! Meine Braut!« Vergebens ruft der bestürzte Kurfürst: »Geschwind! Hinweg!« denn auch zu ihm wendet sich der Prinz: »Friedrich! Mein Fürst! Mein Vater!« Und dann gegen die Fürstin: »O meine Mutter!« Verwundert meint diese: »Wen nennt er so?« Doch schon greift der Prinz nach dem Lorbeerkranz: »O! Liebste! Was entweichst du mir? Natalie!« um freilich statt jener nur ihren Handschuh zu erhaschen. Der Kurfürst aber, mit seinem Gefolge hinter der Pforte verschwiegend, ruft ihm noch zu:

»Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
 Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht
 Sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder!
 Im Traum erringt man solche Dinge nicht!«

»Der Prinz bleibt einen Augenblick mit dem Ausdruck der Verwunderung vor der Thür stehen; steigt dann sinnend, die Hand, in welcher er den Handschuh hält, vor die Stirn gelegt, von der Rampe herab, kehrt sich, sobald er unten ist, um und sieht wieder nach der Thür hinaus.« Aus diesem Zustand weckt ihn der rückkehrende Hohenzollern. Auf den Anruf: »Artur!« fällt der Mondsüchtige um: »Eine Kugel trifft nicht besser!« Nachträglich freilich confabuliert er über sein Nachtwandeln, er habe sich wegen der großen Hitze in den Garten geschlichen. Einzig der Handschuh der Prinzessin weckt die Erinnerung an das soeben im Schlaf Erlebte:

»Welch einen sonderbaren Traum träumt' ich?! —
 Mir war, als ob, von Gold und Silber strahlend,
 Ein Königsschloß sich plötzlich öffnete
 Und, hoch von seiner Marmorramp' herab,

Der ganze Reigen zu mir niederstiege.
Der Menschen, die mein Busen liebt.
Der Kurfürst und die Fürstin und die — Dritte,
— Wie heißt sie schon?«

Für den Namen der Prinzessin besteht Amnesie, ganz ebenso wie für die Gründe seiner Monnsucht. Dann fährt er fort:

»Und er, der Kurfürst, mit der Stirn des Zeus,
Hielt einen Kranz von Lorbeern in der Hand:
Er stellt sich dicht mir vor das Antlitz hin
Und schlägt, mir ganz die Seele zu entzünden,
Den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt,
Und reicht ihn, auf die Locken mir zu drücken —«

Jetzt neuerdings das vollständige Vergessen des geliebten Namens. Er weiß nur zu sagen:

»Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms,
Hebt sie den Kranz, an dem die Kette schwankte,
Als ob sie einen Helden krönen wollte.
Ich streck', in unausprechlicher Bewegung,
Die Hände streck' ich aus, ihn zu ergreifen:
Zu Füßen will ich vor ihr niedersinken.
Doch, wie der Duft, der über Täler schwebt,
Vor eines Windes frischem Hauch zerstiebt,
Weicht mir die Schar, die Ramp' ersteigend, aus.
Die Rampe dehnt sich, da ich sie betrete,
Endlos, bis an das Tor des Himmels aus,
Ich greife rechts, ich greife links umher,
Der Teuren einen ängstlich zu erhaschen.
Umsonst! des Schloßes Tor geht plötzlich auf;
Ein Blitz, der aus dem Innern zuckt, verschlingt sie,
Das Tor fügt rasselnd wieder sich zusammen:
Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen,
Streif' ich der süßen Traumgestalt vom Arm:
Und einen Handschuh, ihr allmächt'gen Götter,
Da ich erwache, halt' ich in der Hand!«

Wie man sieht, besteht für das letzte Stück des Nachtwandeln volle Erinnerung bis auf den Namen des geliebten

Mädchens, trotzdem er meint: »Ein Stummgeborner würd' sie nennen können!« Bloß einmal, da er vor sich niederträumt, ist er auf dem Wege, sich auch des verdrängten Namens zu entsinnen. Wendet er sich ja an Hohenzollern:

»Was ich sagen wollte, Lieber,
Ist die Kurfürstin noch und ihre Nichte hier,
Die liebliche Prinzessin von Oranien,
Die jüngst in unser Lager eingetroffen?«

Doch wird er vom Freunde kurz abgewiesen: »Ei was! Die sind längst fort!« Der nämliche Freund muß aber später, da er vor dem Kurfürsten für den zum Tode Verurteilten eintritt, geradezu erklären:

»Als ich ihn erweck' und er die Sinne sammelt:
Gießt die Erinnerung Freude über ihn;
Nichts Rührenders, fürwahr, kannst du dir denken!
Den ganzen Vorfall gleich, als wär's ein Traum,
Trägt er, bis auf den kleinsten Zug mir vor;
So lebhaft, meint' er, hab' er nie geträumt: —
Und fester Glaube baut sich in ihm auf,
Der Himmel hab' ein Zeichen ihm gegeben:
Es werde alles, was sein Geist gesehn,
Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschmuck,
Gott an dem Tag der nächsten Schlacht ihm schenken.«

Wir sehen hier klar, der Kern des vermeintlichen Traumes im Nachtwandeln ist Wunscherfüllung: Erlangung von Ruhm und der Hand der Geliebten. Vortrefflich stimmt zu dieser Erkenntnis, daß der Prinz sich selber den Lorbeer aus dem Treibhaus des Gärtners holt, um sich daraus den Ruhmeskranz zu winden. Er sieht ihn mit verliebten Augen an und setzte ihn sich wohl persönlich auf, die Rolle der Geliebten selber spielend, kämen nicht der Kurfürst und Natalie dazwischen. Die Prinzessin und der Lorbeer, also Liebe und Ruhm, hypnotisieren ihn förmlich und ziehen ihn magnetisch auf. Der Prinz folgt beiden mit ausgestreckten Armen, bis der Fürst und Natalie hinter der Pforte verschwinden. Es dünkt mich von besonderer Bedeutung, daß eine Krönung mit dem Lorbeer durch liebe Hände nicht lange vor der

Schaffung unseres Dramas in des Dichters Leben sich tatsächlich ereignete und daß, wie jetzt allgemein zugegeben wird, Kleist selber zum Prinzen Modell gestanden. Auf einer Soirée im Hause des österreichischen Gesandten haben nach der Vorlesung des »Zerbrochenen Kruges« wie Kleist berichtet, »die zwei niedlichsten kleinen Hände, die in Dresden sind«, ihn mit dem Lorbeer gekrönt. Diese niedlichsten Hände gehörten seiner geliebten Julie Kunze, mit der ihn die Fama sogar verlobte. Den Zusammenhang des Dramas mit dem Autobiographischen definiert ganz richtig Wukadinovic: »Wie der Dichter neben dem Ideal des Dichterruhmes das der Liebe vor sich aufsteigen sieht, so läßt er auch dem ehrgeizigen Prinzen, der soviel von seinen eigenen Zügen erhält, ein liebendes Weib zur Seite stehen, das ihn zum Schluß mit dem Kranz lohnt.«

Doch geht die Sache noch um vieles tiefer. Sagt ja der Prinz vom Kurfürsten aus: »Er schlägt, mir ganz die Seele zu entzünden, den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt«. Der Lorbeer also gewinnt für den Prinzen noch dadurch an Wert, daß der Kurfürst seine eigene Kette um ihn schlingt. Nun wird der letztere von Homburg immer als Vater genommen, wofür eine Reihe von Versen zeugt. Da der Prinz unverkennbar für den Dichter steht, so ergibt sich zwingend, Kleist habe nicht bloß von der Geliebten den Preis ersehnt, sondern diesen obendrein noch unter ausdrücklicher Zustimmung des Vaters. Im Anfang freilich wird er von ihm »ins Nichts, ins Nichts!« zurückgeworfen, ja später sogar wegen Ungehorsam zum Tod verurteilt.¹⁾ Nachdem er jedoch sein Unrecht eingesehen und das Urteil des Vaters als gerecht erkannt hatte, wird er nicht nur begnadigt, sondern, da er schon glaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen, mit dem Kranz geschmückt, den er ersehnt und an welchem obendrein die Kette seines Kurfürsten hängt. Noch mehr, der letztere, der Vater selbst, reicht Natalie den Lorbeer und führt ihm die Geliebte zu.

Daß bei der Mondsucht des Prinzen vom Homburg die Liebe ein Hauptmotiv, und zwar sowohl die Liebe zum Weib als

¹⁾ Hier bezeichnend der Vergleich mit dem Konsul Brutus, der seine Söhne hinrichten läßt.

die bei Kleist auch sonst verbürgte homosexuelle Neigung, steht über jedem Zweifel. Nur scheint sie hier mit Ruhmsucht verquickt, also etwas völlig Unerotischem, und das Sexuelle, so wir bislang bei Nachtwandeln und Mondsucht regelmäßig fanden, ganz ausgeschaltet.

Versuchen wir die beiden letzten Punkte noch etwas näher zu beleuchten. Das Streben nach Dichterruhm bleibt bei unserm Poeten nicht in den gewöhnlichen, normalen Grenzen, vielmehr bekommt es einen eigenartigen, neurotischen Zug. Nicht weniger erhofft nämlich Heinrich von Kleist, als mit einer unerhörten Schöpfung Sophokles, Shakespeare und Goethe zu schlagen, und über den letzten spricht er das frevelnd-vermessene Wort: »Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen!« Als er dies Ziel trotz wiederholter, heftigster Anläufe nicht erspringt, da stürzt er fort, den Schlachtentod zu sterben. Seiner Schwester aber schreibt er: »Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin!«

Was stak nun in Wahrheit hinter jenem unerreichbaren Ziel, das Kleist stets wieder zu erzwingen unternahm. Daß es ein Höchstes der Dichtkunst nicht war oder mindest nicht ausschließlich, ergibt sich von selbst. Sonst hätte sich Kleist mit seinem so gewaltigen Pfunde und dem, was er darzustellen vermochte, wohl genügen lassen können, wie so viele andere große Poeten. Erinnern wir uns nochmals, daß er die drei Größten durchaus zu übertrumpfen suchte. Da will mich nach aller psychoanalytischen Erfahrung bedünken, daß Sophokles, Shakespeare und Goethe sämtlich nur Vater-Inkarnationen sind, daß also Kleist den Vater aus dem Felde schlagen wollte. Ist uns auch über des Dichters Verhältnis zu seinen Eltern gar nichts bekannt, so hat man doch ein Recht zu bestimmten Vermutungen auf Grund verschiedener Schöpfungen Kleists. Wie Rank in seinem schönen Buche¹⁾ ausführte, ist eine der Hauptbedingungen künstlerischen Schaffens das Inzest-Motiv, in erster Linie der erwünschte

¹⁾ Otto Rank, »Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage«, 1912, Franz Deuticke.

und erstrebte Inzest mit der eigenen Mutter, bei dem natürlich der Vater im Wege steht. Was im Leben unmöglich, realisiert dann der Dichter im freieren Lande der Poesie durch Verschiebung auf einen erfundenen oder gegebenen Stoff.

Vor Rank schon führte ich in einer größeren Studie¹⁾ aus, wie Heinrich von Kleist die Inzestphantasien seiner Kindheit zur Grundlage mehrerer Dichtungen machte. So wird z. B. die Marquise von O. in einer Ohnmacht vergewaltigt von einem, der sie liebt, vor dem eindringenden Feinde beschützt und hinterdrein durchaus heiraten will. Ich brauche wohl nicht erst auszuführen, daß der Feind, welcher durchaus eindringen will, der Vater ist, vor welchem der Sohn die Mutter beschützt, um sie dann hinterdrein selber zu freien. Wenn Jupiter ferner von seinem Thron herabsteigt, Alkmenen in Gestalt ihres Gatten Amphitryon beizuwohnen, natürlich gotthaft verschönt und verjüngt, so ist es wieder nur der Dichter selber, der sich als junger idealer Gott an Stelle des alternden Vaters setzt. Im »Zerbrochenen Krug« dringt in das Zimmer der Geliebten gewaltsam der Richter — ein typisches Symbol für den eignen Erzeuger, der ja auch tatsächlich dem Kinde der erste Richter ist — und wird von dem rechtmäßigen Liebhaber verjagt.

Man wende mir nicht ein, der Dichter habe sich einfach an seine Vorlagen gehalten. Schon die Wahl des Stoffes verrät die Absicht, so diese auch häufig unbewußt bleibt. Was zwang unsere Dichter beispielsweise, wenn er schon durchaus übersetzen wollte, zum Amphitryon des Molière zu greifen, also einem seiner schwächsten Produkte, und ihn dann oben drein in so bezeichnender Weise zu ändern? Ganz unähnlich dem französischen Vorbild, wird Jupiter nämlich zum Fürsprecher Kleists bei der Gattin — Mutter:

»Was ich Dir fühle, teuerste Alkmene,
Das überflügelt, sieh, um Sonnenferne,
Was ein Gemahl Dir schuldig ist. Entwöhne,
Geliebte, von dem Gatten Dich,
Und unterscheide zwischen mir und ihm.

¹⁾ »Heinrich von Kleist. Eine pathographisch - psychologische Studie«, 1910, J. F. Bergmann.

Sie schmerzt mich, diese schmäbliche Verwechslung,
Und der Gedanke ist mir unerträglich,
Daß Du den Laffen bloß empfangen hast,
Der kalt ein Recht auf Dich zu haben wähnt.
Ich möchte Dir, mein süßes Licht,
Dies Wesen eigener Art erschienen sein,
Besieger Dein, weil, über Dich zu siegen,
Die Kunst die großen Götter mich gelehrt.«

In Wahrheit wählte auch Kleist wie jeder andere Poet die meisten seiner Stoffe nach den Wünschen seines Unbewußten, wo ganz besonders der Mutter-Komplex nach dichterischer Darstellung drängt.

Wenden wir das bisher Erschlossene nunmehr auch auf den »Prinz von Homburg« an. Da wird uns die Sache noch dadurch erleichtert, daß die Kurfürstin wiederholt vom Helden als »Mutter« bezeichnet wird. Ja, es hat ihn sogar seine wirkliche Mutter bei ihrem Verscheiden der Jugendfreundin mit den Worten übergeben: »Sei ihm die Mutter, wenn ich nicht mehr bin.« Und die Fürstin hatte zustimmend erwidert: »Er soll mir sein, als hätt' ich ihn erzeugt!« Da andererseits aber auch Natalie sie gleichfalls wiederholt als Mutter anspricht, wie den Kurfürst als Vater, so deckt sich jene mit Kleists geliebter Schwester. Den Lobeerkranz also würde der Dichter von seiner eigenen Schwester begehren. Wozu aber dann die Zustimmung des Vaters? Appellieren wir jetzt an unsere psychoanalytische Erfahrung, so belehrt uns diese, daß regelmäßig der Schwestern-Inzest einen Abkömmling darstellt des älteren und wichtigeren Mutter-Inzestes. Der Knabe, der zuerst die Mutter begehrte, begnügt sich später mit der weniger verpönten und leichter zu erreichenden Schwester. Diesem psychoanalytisch erschlossenen Zusammenhang folgen sehr bezeichnend sämtliche Dichter, wie neuestens Rank (l. c.) überzeugend dartut. Die Poeten stellen das oft so dar, daß die Phantasien und Wünsche von der Mutter auf die Schwester verschoben werden, oder aber bei der ersteren eine Zerlegung stattfindet in Mutter und Schwester, was die Genese dann besonders klar macht.

Das letztere ist auch bei Kleist der Fall im »Prinz von Homburg«. Jener setzt für seine eigene, begehrte Mutter

einmal die Kurfürstin, ein andermal wieder Natalie, »sein Mädchen, seine Braut«. ¹⁾ Und es stimmt vortrefflich, daß der Prinz in der Todesangst einzig von der Fürstin, also seiner Mutter, Rettung erwartet vor der Strafe, welche der Kurfürst-Vater über ihn verhängte. So flüchtet ein Kind, das sich keinen Ausweg, keine Hilfe mehr weiß, zu seiner Mutter. Von hier aus dürfte auch die für einen Feldherrn so überaus anstößige Todesfurcht zu erklären sein. Sie ist nichts anderes, als die Furcht des Kindes vor dem gestrengen Erzeuger. Auch ist sie noch obendrein infantil überdeterminiert. Im Drama glaubt der Prinz die längste Zeit nicht an den traurigen Ernst seiner Lage. Der Kurfürst-Vater wolle ihn nur prüfen. Der plötzliche Umschlag zur rasenden Angst erfolgt erst dann, als der Freund ihm mitteilt, Natalie habe eine Werbung des Gesandten zurückgewiesen, weil sie ihm verlobt sei. Dies habe den Kurfürst gegen ihn so aufgebracht. Von Stund an hält der Prinz — und der Dichter alles für möglich und ist bereit, für sein Leben auch die Hand der Geliebten zu opfern.

Auch an einer zweiten Determierung mangelt es nicht, die gleichfalls infantil ist. Freud hat in der »Traumdeutung« nachgewiesen, daß das Kind mit den Worten Tod und Sterben durchaus nicht den Begriff der Großen verbindet. Es kennt ja weder den Schreck noch den Schauer des ewigen Nichts. Tot sein heißt ihm einfach: weg und fort sein, es nicht in seinen Wünschen stören. Denn das eine hat ihn seine kleine Erfahrung bereits gelehrt: tote Leute, wie etwa die Großeltern, kommen nicht wieder. Von da aus ist dann nur ein Schritt, daß das Kind z. B. seinem Vater gelegentlich den Tod wünscht, weil dieser ihn stört. Und daß dies nicht etwa eine schreckliche Ausnahme, sondern alltäglich ist, ergeben unsere Psychoanalysen. Solche Anschauungen streift auch der »Prinz von Homburg«. Es ist die falsche Kunde gekommen, der Kurfürst-Vater sei erschossen worden, und Natalie jammert: »Wer wird vor dieser Welt von Feinden uns beschirmen?«

¹⁾ Man versteht jetzt gut, daß der Prinz unter den Teuren, die ihm erschienen sind, zwar den Kurfürst zu nennen weiß und auch die Fürstin, also seine Mutter, nicht aber die dritte, welche bloß eine Abspaltung der letzteren ist, im Grunde also mit ihr identisch.

Da ist der Prinz auf der Stelle bereit, der Verwaisten seine Hand anzubieten, also durchsichtig der Mutter. Ging ihm ja ein Kinderwunsch in Erfüllung, die Beseitigung des Vaters, der seine Pläne bei der Mutter stört. Als der Totgeglaubte aber heil zurückkehrt, spricht er begreiflich das Todesurteil über den verräterischen Sohn. Erst als dann dieser die Gerechtigkeit des Spruches anerkannt hat, fast hätte ich gesagt: nachdem er um Verzeihung gebeten, wird er nicht bloß begnadigt, sondern obendrein belohnt, indem nun der Vater ihm seinen Wunsch freiwillig erfüllt.

Bedeutsam erscheint mir, daß Kleist in sein Drama sowohl die ganze Verurteilung zum Tode, als Nachtwandeln und Mondsucht frei hineintrug. Im ersteren Punkte hat er die Überlieferung geradezu ins Gegenteil umgebogen. Erzählt doch seine Quelle, der große Friedrich, daß der Kurfürst dem Prinzen bereits auf dem glorreichen Schlachtfeld verzieh, daß er so leichtsinnig das Heil des ganzen Staates aufs Spiel gesetzt habe: »Wenn ich Euch nach der Strenge des Heeresgesetzes richtete, hättet Ihr Euer Leben verwirkt; aber da sei Gott vor, daß ich den Glanz dieses Glückstages beflecken sollte mit dem vergossenen Blut eines Prinzen, der eins der vornehmsten Werkzeuge meines Sieges war.« Wenn Kleist diesen Punkt direkt, noch dazu in so auffälliger Weise umdichtete, dann müssen persönliche und, wie wir aus Psychoanalysen wissen, sind das immer auch infantile Gründe, mitgespielt haben. Einige von diesen habe ich im Obigen darlegen können.

Es ist jetzt wohl klar, daß die scheinbar so asexuelle Ruhmsucht der erotischen Grundlage nicht entbehrt. Die Ruhmsucht ist bei Heinrich von Kleist so maßlos gesteigert, er will Goethe durchaus den Lorbeer von der Stirne reißen, weil er in infantiler Einstellung durch eine unerhörte Gedichttat den Vater bei der Mutter auszustechen hofft. Wenn er nach dem Scheitern seines Meisterstückes, des Guiskard-Stoffes, den Tod sich ersehnt, da das Leben keinen Wert mehr für ihn besitze, so findet er später im »Prinzen von Homburg« eine glücklichere Lösung. Denn nicht bloß, daß ihn die Mutter nunmehr selber krönt, sie tut es auch mit dem liebevollen Segen des Vaters.

Und auch das Urthema des Nachtwandeln und der Mondsucht, zur Geliebten nämlich ins Bett zu steigen, kommt hier zu Recht, wenn auch in der Umkehrung und einer gewissen Sexualverdrängung. Nicht das Kind kommt zur Mutter, sondern diese zu ihm und setzt ihm den ersehnten Kranz aufs Haupt unter Zustimmung des Vaters. Auch daß die Übertretung des kurfürstlichen Befehls mit den Folgen der Mondsucht begründet wird, der der Prinz unterworfen, muß irgendwie mindest per analogiam aus der Brust des Dichters selber geschöpft sein. Zwar ist uns bei Kleist, über dessen Innenleben wir so wenig wissen, auch darüber nichts berichtet worden. Doch zeigt sein übergroßes Interesse am Noktambulismus und ähnlichen »Nachtseiten der menschlichen Seele«, sowie sein ausnehmendes Verständnis hiefür, daß er zum wenigsten Anlagen hiezu besessen haben muß. Zum Schlusse sei nochmals betont, daß die Mondsucht auch im »Prinz von Homburg« der sexuell-infantilen Wurzel nicht entbehrt und ihr auch da der nämliche geschlechtliche Sinn nicht mangelt, den wir bisher stets fanden: zur Geliebten zu kommen, ohne straffällig zu werden.

„Das Sündkind“ von Ludwig Anzengruber.

Von einem scheinbar nicht sexuell gefärbten Mondwandeln erzählt »Das Sündkind« von Anzengruber (im 1. Bande seiner »Dorfgänge«). Da hat die 45jährige Pechleitner, Mutter von zwölf Kindern, die freilich sämtlich bis auf den Erzähler verstorben sind, und seit drei Jahren Wittib, ein »Sündkind« bekommen, zu dem sich kein Vater melden will. Sie war immer ein riegelsames Weib gewesen, das es in der Arbeit ihrem Sohne fast gleich tat, ob dieser mit seinen dreißig Jahren auch im kräftigsten Mannesalter stand. Doch ebenso tüchtig, wie zu körperlicher Arbeit ist sie allzeit auch zur Liebe gewesen, eine Kombination, die bekanntlich keineswegs selten zu finden. Sehr früh zur Mannbarkeit gelangt, hatte sie ihren ersten Jungen bereits mit 15 Jahren bekommen und selbst bei der Wittib konnten »sich die Leute nicht genug verwundern, wie lang sie sich ihr Alter hat gar nicht anmerken lassen.« Auch die »Liebe« überkam sie nicht selten mit einem Male und

sogar dem erwachsenen Sohne gegenüber kann sie gelegentlich ganz »gottverbotene Augen« machen. Fast wäre man versucht, aus des letzteren Verhalten den Schluß zu ziehen, daß auch er an der Mutter weit tiefer gehangen, als er sich selber gestehen möchte. Mit der Wöchnerin allein gelassen, ist er nicht im stande, sie anzusehen, sondern trommelt an den Scheiben und wird immer verlegener, trotzdem er es »weiß Gott, nit Not gehabt hätte«. Dann kehrt er sich mit brennrotem Gesicht um und sagt: »Sollt'st dich doch schämen, Mutter. Schämen sollt'st dich!« Bald aber packt ihn nicht bloß die Reue, er beginnt auch gegen die Leute zu wettern, die in dem Säugling nicht seinen Bruder sehen, sondern nur das »Sündkind«: »Denken s' leicht, ich werd' dem unschuldigen Wurm was nachtragen? Höllensakramenter ös, die ihr die Kinder von einer Mutter auseinander scheiden möcht's!« Nachdem ihm sein Jugendlieb in früheren Jahren verstorben war, hatte er fortan auf die Weiber nicht mehr Acht gehabt, sondern hauste mit der Mutter allein auf ererbter Hufe. Später rackerte Martin von früh bis spät auch für das Sündkind Poldl, als wäre er dessen richtiger Vater, dem er übrigens niemals nachfragen mochte.

Als Poldl etwa 16 Jahre zählt, fängt die Mutter zu kränkeln an und mit der Angst vor dem nahenden Tode beginnt ihr ums Seelenheil zu bangen, was sie, wie es nun einmal Menschenart ist, als Sorge um ihr Sündkind ausgibt. Der soll sich unserem Herrgott hingeben, soll Geistlicher werden, damit er nur ja unverdorben bleibe. Martin, der Einsichtige, meint freilich gleich: »Das ist doch die leichteste Weis', eigener Sünden ledig zu werden, wenn man ein Fremdes dafür büßen läßt,« und fürchtet, es möchte dem Poldl mit seinem ererbten heißen Blut vielleicht doch zu schwer werden, aber wider die vom Vormund unterstützte Mutter kommt er nicht auf. Auch Poldl selber läßt sich von ihr nicht bloß bereden, sondern verbohrt sich stets tiefer in seinen künftigen Gottesberuf, zumal ihm alle Leute im Ort schon jetzt hofieren, als wär' er bereits ein geweihter Herr. »Bald hatte er gar keinen anderen Gedanken mehr als den an seine künftige Geistlichkeit und er mochte stehen und gehen, wo er wollte, da war ihm nichts zu gut

oder zu schlecht, um ihn daran zu erinnern.« »Er stromte einen ganzen Sommer herum«, erzählt uns Martin, »und verstund sich zu keinem bißchen Arbeit, aber wenn ich mit Tagelöhnern draußen auf der Wiese heuete oder auf dem Felde schnitt, da geschah es zum öfteren, daß er unversehens aus einem Busch hervorbrach und ihnen vorpredigte; das war dem faulen Volke gerade recht, sie ließen die Arbeit liegen und stehen, scharten sich um ihn und hörten ihm andächtig zu und so 'ne ausbündige Frommheit durfte ich ihnen nicht übelnehmen. Die Mutter meinte das auch und fand sein unsinniges Daherreden recht zu Herzen gehend.«

Hier wollen wir einen Moment Halt machen. Was treibt den Poldl so zum geistlichen Beruf, was macht ihn auf diesen direkt versessen? Bei flüchtiger Betrachtung ließe sich wähnen: die Eitelkeit wohl und das hohe Ansehen, welches schon der Wille zur Hochwürdigkeit dem 16jährigen Jüngling verschaffte. Doch wenn ich auch keineswegs seine Ehrsucht unterschätze, die Befriedigung einer so wohligh gekitzelten Eitelkeit, entscheidend und bestimmend kann sie kaum sein. Da müssen schon stärkere Triebfedern walten, um solch ein Treiben ausreichend zu erklären. Wenn Poldl über die Felder schreitet und zu predigen anhebt: »In der Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern . . .«, dann ist er schon nicht mehr weit davon, sich selber als Heiland zu empfinden und seine Mutter als Jungfrau Maria. Hatte sich doch Jesus geopfert für die Sünden der Menschheit, wie er jetzt für die Sünde der Mutter. Es ist demnach nichts anderes als die Liebe zur Mutter, welche ihn zum geistlichen Stande treibt, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß solch einer Liebe, die bis zur Gedankenbesessenheit führt, erfahrungsgemäß auch die Erotik gar niemals fremd ist.

Diese Mischung von Sinnlichkeit und Liebe zur Mutter, beziehungsweise zur älteren Frau, die seine Mutter sein könnte, zeigt sich zwei Jahre später noch klarer, als er vom Seminar auf wenige Tage Urlaub erhält. Da findet er zu Hause ein dralles Weibsbild von Verwandten auf Besuch, etwa doppelt so alt wie er, die Lustigkeit und Gesundheit selber. »Zu der

hielt sich der Bursche am liebsten. Trotz seiner 18 Jahre sah er noch kindisch genug aus, und das machte er sich zu nutze« und »kälberte mit ihr« nach dem Meisterworte des Dichters.

Sechs Jahre darauf wird Poldl einem kranken Pfarrer zur Aushilfe zugeteilt, in dessen Hause eine richtige Pfarrersköchin wirtschaftet mit ihrer 16jährigen Dirn, die sie von dem alten Pfarrer hatte. Als nun im selben Jahre Poldls Mutter sich zur Ruhe legte und ihr Sohn zum Leichenbegängnis erschien, wo dralle Bäuerinnen und Dirnen sich in Menge an ihn drängten, da »wich er einer jeden scheu aus und gab keiner die Hand, wie zutunlich sie sich auch gehaben mochte. Sonst immer hat er ausgesehen wie Milch und Blut«, meint Martin, der Besorgte, »jetzt hatte er ein ungesund' Wesen, keine Farbe, eingefallene Wangen und die Augen lagen ihm tief drin, er sturte damit nach dem Erdboden und hielt keinem fremden Blicke stand. Mir gefiels nicht.«

Für den Arzt ist all dies klar und durchsichtig. In dem nun 24jährigen begann das ererbte Blut sich zu regen, zumal es die Köchin und ihre Dirn an Reizungen wohl nicht fehlen ließen. Er litt unter seiner Enthaltksamkeit, ward blaß und hohl, und weil nur sein Tun noch keusch geblieben, nicht aber sein Denken, drum kann er kein Weib mehr unbefangen schauen. Und wenn er jetzt auf der Kanzel predigt, dann redet er vom Teufel als Verführer und all den bösen Eingebungen desselben, dann weiß er zu sagen, was für üble Gedanken dem Menschen kommen, und zum Schlusse droht er mit größter Heftigkeit seinen Schäflein, der Teufel werde sie allesamt holen. Bekanntlich verdammt man nichts heftiger als Sünden, die man zu begehen sich fähig hält, oder die man am liebsten selber beginge, wenn man's nur wage.

Daß der junge Geistliche sich mindestens physisch noch keusch erhält, hat er einer großen Liebe zu danken, die ihn zur Müllerstochter erfüllt. Um so mehr ist die Pfarrersköchin darauf erpicht, ihn durch ihre Dirn zu Fall zu bringen. Sind ja die Tage des alten Geistlichen schon gezählt und wenn dann Poldl die erledigte fette Pfründe bekäme, könnten sie auf dem Pfarrhof weiter regieren. Beim Begräbnis des alten Geistlichen war es, wo Poldl dem Toten die Trauerrede ins

Grab hinein hält, um das gute Beispiel, so dieser gegeben, den Schäflein so recht ans Herz zu legen. Wie er jedoch einmal den Blick erhebt und des Müllers Marie-Liese gewahrt, die so andächtig zuhört und kein Auge von ihm läßt, da bleibt er plötzlich mitten in der Rede stecken und findet nur mühsam im Texte weiter. Vermochte er ihren reinen Blicken gegenüber nicht mehr die Fiktion vom braven Geistlichen aufrecht zu halten, kam ihm zum Bewußtsein, daß er auf ähnlichen Bahnen wandle, die jene aufs schwerste verletzten mußten? Etwas davon scheint die Müllersdirn gehant zu haben, denn, als sie ihm nachher um Entschuldigung bittet, weil sie durch Angaffen ihn verwirrt habe, gibt sie ihm gleichzeitig auch den Rat, sich mit denen am Pfarrhof nicht einzulassen. Die Pfarrersdirn, welche sich unhörbar herangeschlichen, ballt die Fäuste gegen beide, während ihre Mutter den Poldl später in eine Ecke zieht, auf ihn losredend: »Du kannst die Müllersdirn ja doch nicht haben und glaub auch kaum, daß sie dich wird haben wollen.«

Auf seinem Totenbett in der minderen Pfarre, die er später erhielt, jammert er zu Martin: »Geistlicher hätt' ich nicht werden sollen!« bei seinem ererbten heißen Blut und trotz des Zuredens und der Liebe zur Mutter. »Martin, du machst dir keinen Begriff, wie hart einer läuft, der in einem Sack steckt, da kostet's rechtschaffen Müh', sich aufrecht zu halten; komm ihm noch mit Schlingen, so fällt er dahin. Für mich war die Kutte so ein Sack . . . Bruder, ich bin unversehens, wie Wild in die Fanggrube, in die Schand' geraten und ich hab' mich ihrer geschämt, wie vielleicht nit der ärgste Sünder dessen, was er mit Vorsatz und aus Bosheit getan. Ich wär auch nit darin verblieben, hätt' sich nur für's erste alles verheimlichen lassen, daß sich keines scheut, mir die reine Hand zu reichen, an der ich mich herausfind' und wieder der Welt und allen angehören mag; aber das wußten die andern recht gut, und die wollten mich für sich und darum haben sie sich ohne Scheu und Scham gebärdet, daß bald alles offenbar war für ganz Rodenstein, vom Forsthaus an dem einen End' bis zur Mühl' am ander'n! Von da an hab' ich kein freundlich' Aug mehr gesehen und die,

blauen, ja die blauen (der Müllerstochter), die sind mir zu Trutz immer abgewend't geblieben. Und weil sie mir böse war, ist sie mit einmal einem gut geworden, den sie früher nicht hat ausstehen mögen. Die Leute haben die Köpfe geschüttelt und ihr wenig Gutes prophezeit. So ist die Zeit herangekommen, wo ich hieher auf die Pfarre mußte. Auf mir lag, was bald einen zu Boden drücken kann: Ehr' und Friede waren verspielt, die, die mir's abgewonnen, hingen wie Kletten an mir, und das bißchen Sonn'schein, das mir im Leben geworden, sollte ich in Rodenstein dahinten lassen. Als aber die Sorg' um sie, der ich's verdankte, dazukam, da brach ich darunter zusammen und da griffen sie mich auf und führten mich hieher und ich ließ mich führen.«

So war er ein richtiges Sündkind geworden mit dem Gefühl der verlorenen Reinheit und dem großen Schuldbewußtsein auf der Seele. Und daß er nicht bloß die eigene Ehre und Frieden verspielt, sondern auch die Geliebte ins Verderben gezogen, die an seiner Reinheit verzweifeln mußte, gibt ihm den Rest und macht ihn zum willenlosen Spielball der Pfarrersleute. Vom ersten Tag ab, da er sein neues Amt übernahm, begann er im Vollmondscheine zu wandeln, immer um die Mitternachtsgeisterstunde. Mit dem Schläge 12 tritt er auf die Kanzel, über die sich ein heller Mondstreif legt, der auch sein Gesicht taghell beleuchtet. Mit geschlossenen Augen kniet er oben auf der Kanzel, »die gefalteten Hände vor sich auf dem gepolsterten Rand, den Kopf darüber gesenkt, gleichsam wie im stillen Gebet und zur Sammlung, wie auch vor einer Predigt üblich ist. Mit einem Mal erhebt er sich, beugt sich ein wenig vornüber, als wären die Kirchenstühl' unten voller Leut' und die wollt' er erst mustern, dann wirft er beidseitig die Arme von sich und steht da wie einer, der sagen möcht': „Schlagt mich tot, wenn ich Euch ein Ärgernis gebe, aber ich kann nicht anders!“ Das hat er nun wohl nicht gesagt, aber mit einer Stimm', wie einer wohl im Traum spricht, hat er die Worte geredet: „Ich weiß von nichts!“ Und dann noch einmal — die Hand gegen Himmel geworfen und dann dargelegt, als weis'te

er auf alles inner und umher der Kirch'. — ,Ich weiß von nichts!« Danach wandte er sich um und ging.«

In dieser klassischen Schilderung des Bruders sind einige Momente von neuer Art. Vor allem scheint die Sexualität nur beiläufig im Spiele, insofern als sie die latente Neigung zur Mondsucht aufweckt. Weil die Müllersdirn dem Poldl verloren und die Sorge um ihre Zukunft ihn quält, beginnt er um Mitternacht zu wandeln. Sonst aber tut er, was so häufig von Mondsüchtigen angeführt wird, er setzt die scheinbar harmlose Beschäftigung des Tages fort, indem er in der Kirche vor einem eingebildeten Publikum betet. Mindestens die einleitenden Gesten des Gebets imitiert er getreu, nur will der Schluß zum Anfang nicht passen. Daß er in Lutherstellung dasteht, wie einer der nicht anders kann, und schläge man ihn tot, klingt wie Rechtfertigung vor den Rodensteinern, die Ärgernis nahmen an seinem Tun, während der wiederholte Ausruf am Schlusse: »Ich weiß von nichts, ich weiß von nichts!« nicht allein nach einem Ableugnen schmeckt, daß er etwa nicht wisse, warum sich Marie ins Verderben stürzte, sondern direkt infantil anmutet. So bestreitet ein Kind, dem man Vorwürfe macht, daß es überhaupt etwas angestellt habe.

Doch zurück zum Faden unserer Erzählung. Unter dem Druck seiner schweren Seelenbürde schwindet Poldl von Tag zu Tag mehr dahin. Und endlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als seinen Bruder schreiben zu lassen, er läge krank und wünsche ihn zu sehen. Da Martin ins Krankenzimmer tritt, streckt Poldl die hageren Arme gegen ihn, tut ein paar Schreie aus tiefster Brust, dann fängt er hellauf zu weinen an, gleich einem Kinde. »Du bist mir, wie mein Vater — Martin, du bist mir, wie mein Vater!« Und von Zeit zu Zeit setzt er hinzu: »Verzeih mir!« Dann streichelte er Martin über die rauhen Pfoten, »die Händ', die ihm als kleinem Buben Brot erarbeitet hatten.« Und nun hebt er seine Beichte an. Er hätte nicht Geistlicher werden sollen, dann wären ihm die Pfarrersleut fremd geblieben und zur Rodensteiner Mühle hätte er vielleicht doch noch hingetroffen. Sein ganzes Grübeln dreht sich darum, daß er die Marie-Liese nicht nur verloren, sondern auch

Schuld trage an ihrem zerstörten Lebensglück. Wie die Pfarrersleute ihn eingefangen, erzählt er dem Bruder, daß er vor sich selber sich schämen mußte, wie sie alles an die große Glocke hingen in Rodenstein, bis sich schließlich die Müllerstochter von ihm ab- und einem andern zuwandte. Nach getaner Beichte schläft Poldl ruhigen Herzens ein, doch nur, um in der darauffolgenden Mitternacht zu wandeln. Als Martin am Tage wieder bei ihm vorspricht, ist der Kranke recht schlecht. Und plötzlich beginnt er, von seinen Kindertagen zu sprechen, und dem Bruder ist merkwürdig, »wie er sich dabei auf das Allergeringste besonnen hat, und mir hat geschienen, als wenn ihn das inmitten der Rede oft selber Wunder nähm'. Stückl für Stückl hat er so seine Lebenszeit vorgenommen und wir haben sie miteinander durchgesprochen von der Zeit an, wo er im Kinderhemdel über Stube und Hof gelaufen ist, bis, wo er in die Schule kam — ins Seminar — nach Rodenstein . . . Die Sonne war schon hinuntergegangen, als wir mit unserm Plausch da ankamen, wo wir waren — im Weissenhofen. ‚Da hat's ein End', sagte ich, ‚und es bleibt weiter nichts zu erzählen.‘ — ‚Ja, ja', sagte mein Bruder nachdenklich, ‚da hats ein End' und es bleibt weiter nichts zu erzählen.« Bald merkt er, wie wahr in jedem Betracht der Martin geredet, denn mit ihm gings nunmehr auch physisch zu Ende. Einen Segensspruch auf den Lippen für den neugewonnenen Herzensbruder legt er sich zum Schlummer. »So ist's mäuserlstill geworden in der Stube. Nach eine Viertelstund' etwa hör' ich ihn sagen: ‚Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur muß mich nicht so fest um die Brust nehmen'. Damit wirft er sich mit einmal nach rechts über, tut einen tiefen Atemzug und aus war's.«

Fassen wir nochmals die Begleitumstände des Mondwandeln zusammen. Mit diesem beginnt er nach seiner Versetzung von Rodenstein und der Herzensgeliebten. Vorausgegangen ist der Kummer um die verspielte Ehr' und den verwirkten Frieden, der Schmerz um die verlorene Müllersdirn und, was angeblich entscheidend, die nagende Sorge um deren Zukunft, die seine Willenskraft vollständig lähmte. Der letztere Punkt ist eigentlich etwas verwunderlich. Denn im Grunde wird ja gar nicht

berichtet, daß ihre Ehe unglücklich sei, die Leute haben nur vorher ihre Köpfe geschüttelt und nichts Gutes geweissagt. Als Martin jedoch vierzehn Jahre nach dem Tod seines Bruders an dessen Grab Marie-Liese trifft, ist sie ein stattliches Weib geworden, das seit acht Jahren Witwe ist, sonst aber im seelischen Gleichgewicht steht und ihrem Buben lebt. Bei Poldls Sorge könnte höchstens der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Wenn er seinen Schatz nicht haben kann, so soll er auch an der Seite keines anderen Mannes je glücklich werden. Noch wahrscheinlicher aber handelt es sich da gar nicht allein um die Müllerstochter. Lehrt doch die psychoanalytische Erfahrung, daß, wo die Reaktion auf ein Geschehnis allzustark ausfällt, dies darum geschieht, weil sie nicht bloß Reaktion auf ein jetziges, sondern obendrein auch auf ein längst verflissenes Erleben ist, das hinter ihm steht und erst den richtigen Resonanzboden abgibt. Nur scheinbar ist der Effekt zu stark, wenn wir ihn nämlich bloß am aktuellen Anlaß messen, in Wahrheit jedoch entspricht die Wirkung durchaus den Ursachen, d. h. den neuen plus jenen alten.

Wenden wir nunmehr diese Erfahrung auch auf die Erzählung des Dichters an, so können wir sagen: Poldl hat nicht bloß die Müllerstochter für immer verloren, indem er sich mit der Pfarrersdirn einließ, vielmehr auch eine andere noch, um derentwillen er Geistlicher worden. Hatte doch die Mutter zu Martin gesagt: »Es gibt nur einen Weg, einen einzigen, wo mir der Bursch unverdorben bleibt und ich zu Fried' und Vergebung meiner Schuld komm'.« Diese Aufgabe nun, die Mutter zu entsöhnen durch ein heiliges Leben, hatte ihn zwar nicht gehindert, für Marie-Liese zu erglücken und sich mit der Pfarrersdirn einzulassen, doch, da er um der letzteren willen die Reine verlor, war damit auch ein anderes verspielt, das ihm Frieden gegeben und seinem verpfuschten Leben ein Ziel: die Liebe der Mutter. Als er schon halb im Jenseits weilt, sind seine letzten Worte: »Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur muß mich nit so fest um die Brust nehmen.« Dies hat in ihrer Zärtlichkeit wohl die Mutter ihrem kleinen Jungen getan. Wir sehen auch hier die Regression auf das Infantile, auf eine uralte Kinderlibido.

Doch man kann die Sache noch weiter verfolgen. Trotz aller disponierenden Momente fängt das Mondwandeln selber nicht eher an, als bis Poldl die neue Pfarre bezogen, also mit der Geliebten nicht einmal den nämlichen Ort mehr teilte. Ob die Kanzel der Weissenhofener Kirche etwa in der Richtung gen Rodenstein liegt, ist nicht vermeldet. Bezeichnend aber dünkt mich, daß die Pfarrersdirn dem Poldl allnächtlich nachschleicht, nicht etwa bloß das erstemal, gleich als ob sie die versteckte Erotik ahnte oder gar befürchtete, er könne den Weg nach Rodenstein gehen. Jener muß auch jegliche Mitternacht betätigen, daß er sich trotz seiner Fleischessünden noch für würdig halte, Priester zu sein. Darum liest er auch jeden Tag selbst kurz vor dem Ende, noch immer die Messe. Ja, er liest sie nicht bloß am hellen Tage, sondern jegliche Mitternacht, da andere Priester der Ruhe pflegen. Und es ist bei seinem nachtwandelnden Tun, als wolle er sich da immer von neuem vor seinem Rodensteinern rechtfertigen, und ganz besonders vor der Geliebten. Den erstern gilt die Luther-Gebärde: »Schlagt mich tot, ich kann nicht anders!« — der letzteren aber die ausgesprochen infantile Wendung, die einzigen Worte, welche er ausspricht: »Ich weiß von nichts!« So beteuert ein kleiner Junge seine Unschuld, wenn man ihm eine Untat vorhält. Es ist, als wollte er zur Geliebten zurück, zu MarieLiese ebenso wie zu seiner Mutter.

Wieder finden wir als entscheidende Punkte für Mondsucht und Nachtwandeln libidinöse und infantile Ursachen. Nur daß das Erotische nicht mehr so offen zu Tage tritt wie in den andern Dichterwerken, sondern eine gewisse Verhüllung erfuhr. Doch Bruder Martin, der Lebensphilosoph, erkennt ganz klar den Kern der Sache: »So hab' ich denn auch sein End' mit ansehen müssen, wie das so vieler meiner Geschwister! Aber ich mein' heut noch, das hätt' es nit not gehabt, hätt' ihm die Mutter sein Leben gegönnt, wie sich's frei von selber herausgewachsen hätt'! Vorerst muß sie's grad' nit für eine so große Sünd' gehalten haben, denn sonst hätt's niemal auf der Welt einen Pechleitner-Poldl gehabt, wenn sie sich's nach der Hand einbildet, es wär' eine, so hätt's dazu sehen

sollen, wie sie sich mit'm Herrgott abfind't. Ei ja, in die Kutte hat er müssen, die hat freilich größere Säcke wie eine Bauernjoppe und da geht alle fremde Sünd' hinein, aber da soll keiner auf eigene Faust eine begehen, wo brächt' er die auch unter? Wann ich nur damall meinen Kopf aufgesetzt hätt', wie das geplant worden ist, ich hab' doch Unheil vorhergesehen und hab' doch gewußt, die Mutter ist ein alt' Weib und bei vielen wacht das Gewissen auf, wann der Verstand einschläft. Glaub', Ehr' und Fried' hätt' er nit verspielt, denn der Bauernstand kartelt nit mit so hohe Einsätz'. Heut noch lief mir der Bursch frischlebig auf meinem Hof unter den Augen herum. . . . Ei, du arm Sündkind, du, wie mutwillig ist dir die Freud' am Leben zernicht't worden!«

„Macbeth“ von Shakespeare.

Wenn ich nunmehr mich anschicke, den Fall der Lady Macbeth zu analysieren, so stehe ich nicht bloß vor dem letzten, sondern auf dem schwierigsten Teil meiner Arbeit. Hier scheint ja alles Sexuelle, selbst nur Erotische ganz ausgeschlossen, und wenn ich das, was meine psychoanalytisch behandelten, wie sämtliche anderen literarischen Fälle ergeben haben, an Shakespeares Heldenin messen will, so scheint der Versuch nach jeder Richtung hin zu versagen: im Sexuellen sowohl wie im Infantilen. Hat der Dichter ja doch diesem ganzen Nachtwandeln inklusive Begründung nicht mehr als eine einzige Szene gewidmet, hat er doch so wenig von der Kindheit der Lady, als ihrem sexuell-erotischen Leben eine Silbe berichtet. Und wenn wir vom Fall auf den Dichter selber rekurrieren, so ist unser Wissen von Shakespeares Leben so überaus dürftig, daß sich die Schwierigkeiten fast bergehoch türmen. Der Leser wird also in diesem so ungünstig liegenden Falle, wo, wenn auch nicht durch meine Schuld, der Deutung Hilfsmittel sämtlich versagen, nicht jene Sicherheit oder mindestens hohe Wahrscheinlichkeit der Resultate erwarten dürfen, wie sie die früheren Beispiele ergaben. Ich würde es schon als Erfolg betrachten, wenn er zum Schlusse nicht geradezu sagte: »Der Fall der Lady Macbeth widerspricht allen bisherigen Resultaten«, wie es zunächst den Anschein hat.

Beginnen wir mit der Quellenschrift zu Macbeth, Holins-hed's »history of Scotland«. ¹⁾ An diese schloß sich Shakespeare so eng an, daß er ganze Szenen bis auf die Dialoge treu in seine Tragödie übernahm. Um so interessanter sind dann die Abweichungen. In der Chronik ist Macbeth schlechtweg der Grausame. Heißt es von ihm doch gleich zu Anfang, »man würde ihn gewiß für den würdigsten Regenten gehalten haben, wenn seine Natur nicht eine so starke Neigung zur Grausamkeit gehabt hätte«. Immer wieder wird seine grausame Art hervorgehoben, sowohl dem Leichnam des entlebten Macdowald, als den Bewohnern der westlichen Inseln gegenüber, die ihn »einen blutgie-rigen Tyrannen und grausamen Mörder derer nannten, welchen des Königs Gnade das Leben geschenkt habe«, als endlich, wenn er im überfallenen Dänenlager »ohne den mindesten Wider-stand nach allen Seiten solche Verwüstungen anrichtete, daß es furchtbar anzusehen war.« Da er aber nach Ermordung Duncans die Herrschaft an sich gerissen hatte, schien eine Wandlung in seinem Charakter vorzugehen. »Er begann die Gesetze zu reformieren und alle Unregelmäßigkeiten und Miß-bräuche in der Verwaltung auszurotten. Er befreite das Land auf viele Jahre von allen Räufern, beschützte die Kirche und die Geistlichen auf das Sorgsamste und wurde, um kurz zu sein, wie der Verteidiger und Schild jedes Unschuldigen an-gesehen. Er erließ auch viele gute Gesetze und regierte zehn Jahre lang das Reich mit der größten Klugheit und Gerech-tigkeit.

Aber dieser Schein von Billigkeit und Eifer für das all-gemeine Beste war nur erheuchelt; er sollte nur die Gunst des Volkes gewinnen helfen. Tyrannen sind immer mißtrauisch, sie fürchten stets, daß andere sie ihrer Macht durch dieselben unrechtmäßigen Mittel berauben werden, durch welche sie selbst sie erlangt haben. Sobald Macbeth irgend Pläne gegen sich gewahrte, verhehlte er seine Neigungen nicht länger, sondern übte und gestattete jede Art von Grausamkeit«. Zu-nächst lagen ihm die Worte der drei Schicksalsschwestern beständig in Gedanken. Um ihrer Prophezeiung zu vorzukommen,

¹⁾ Ich zitiere dieselbe nach „Die Quellen des Shakespeare“ von Karl Simrock, 2. Aufl. 1870.

wollte er Banquo und dessen Sohn ermorden lassen. Doch töteten die dazu gedungenen Mörder bloß den ersteren, während es Fleance zu entkommen gelang. »Nach der Ermordung Banquos schien das Glück Macbeth verlassen zu haben; keine seiner Unternehmungen gelang, jedermann bangte für sein Leben und wagte kaum, vor dem König zu erscheinen; er fürchtete jeden und jeder fürchtete ihn, so daß er beständig Gelegenheit suchte, verdächtige Personen hinrichten zu lassen. Sein Mißtrauen und seine Grausamkeit wuchsen mit jedem Tage, sein Blutdurst war nie zu stillen... Er gab sich ohne Rücksicht seiner natürlichen Grausamkeit hin, unterdrückte seine Untertanen auf das Elendigste und erlaubte sich jede Schandtat.« Das Weitere hat Shakespeare ziemlich getreu nach Holinshed gebildet, nur daß es in Wirklichkeit noch sieben Jahre währte, bis Macbeth unter Macduffes Händen fiel.

Bemerkenswert ist auch, wie Holinshed Duncanes Ermordung begründet. Vorangegangen ist auch in der Chronik die Verheißung der drei Schicksalsschwestern, ferner Malcolmes Ernennung zum Prinzen von Cumberland und damit zum Nachfolger im Königreich. Jetzt konnte Malcolme »unmittelbar nach seines Vaters Tode den Thron besteigen, während in den alten Gesetzen vorhergesehen war, daß, wenn der zur Nachfolge berufene Prinz beim Tode seines Vorgängers noch nicht regierungsfähig wäre, der nächste Verwandte auf den Thron erhoben werden sollte«, was hier auf Macbeth, den Vetter Duncanes, zugetroffen hätte. »Da begann Macbeth, dem durch diese Anordnung des Königs alle Aussicht auf den Thron genommen war, auf Mittel zu sinnen, wie er die Krone mit Gewalt an sich reißen könne, denn er glaubte, Duncane habe ihm großes Unrecht getan, indem er seinen minderjährigen Sohn zum Thronfolger ernannt und so alle andern Ansprüche vernichtet habe. Auch die Worte der Schicksalsschwestern ermutigten ihn zu seinem Vorhaben; vorzüglich aber ließ seine Frau, ein hochmütiges und stolzes Weib, die nach dem Namen einer Königin mit der glühendsten Begierde verlangte, nicht nach, bis sie ihn in seinem Vorsatze vollkommen bestärkt hatte«. Dieser letzte Satz ist die einzige Bemerkung des Chronisten über Lady Macbeth.

Wir können jetzt ermessen, was Shakespeare aus Eig-nem zu ihrem Charakterbild wie dem ihres Gatten beigetragen hat. Zunächst wird Macbeth die absolute Grausamkeit ge-nommen, die bei Holinshed der Hauptzug seines Charakters war, und dafür der Ehrgeiz vorangestellt. Grausam und im Blute watend wird Macbeth erst seit Duncans Ermordung und auch da mehr aus Notwehr. Den früheren Helden aber kenn-zeichnet am besten die eigene Gattin: »Ich fürchte dein Gemüt;

Es ist zu voll von Milch und Menschenliebe,
Um grad' aufs Ziel zu gehn. Groß möcht'st du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht, doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muß. Was recht du möchtest,
Das möchtest du rechtlich; möchtest falsch nicht spielen
Und unrecht doch gewinnen; möchtest gern
Das haben, großer Glamis, was dir zuruft:
,Dies mußt du tun, wenn du es haben willst!'
Und was du mehr dich scheust zu tun, als daß
Du ungetan es wünschest«.

Doch Macbeth wagt im Grunde den Mord an dem König nicht, er spielt nur immer mit dem Gedanken. Damit die Tat nicht ad Kalendas Graecas verschoben werde, ist ein frem-der Ansporn ihm unerlässlich. Von allem Anfang fühlt Lady Macbeth als ihre Aufgabe, den säumigen und zweifelnden Gatten in seinem Ehrgeiz zu bestärken, was Shakespeare ja schon bei Holinshed fand. Wie hatte die Chronik sie nur geschildert: »Noch mehr aber lag ihm sein Weib an, den König anzugreifen, denn sie war außerordentlich ehr-geizig und entbrannte in unauslöschlichem Wun-sche, den Namen einer Königin zu tragen«.¹⁾ Indem sie also den Gatten aufstachelt, erfüllt sie noch mehr das Sehnen ihres eignen Herzens:

»Eil hierher,
Auf daß ich meinen Mut ins Ohr dir gieße
Und alles weg mit tapferer Zunge geiße,
Was dich zurückdrängt von dem goldnen Reif«.
Ja, sie fordert sich geradezu selber heraus, ruft die bösen

¹⁾ Dies die wörtliche Übersetzung der Stelle in Holinshed's Chronik.

Geister der Luft zu Hilfe und will zum Manne werden, da ihr Gatte kein Mann ist:

»Kommt Geister, die ihr lauscht
Auf Mordgedanken und entweibt mich hier;
Füllt mich vom Wirbel bis zur Zeh' randvoll
Mit wildster Grausamkeit! Verdickt mein Blut;
Sperrt jeden Weg und Eingang dem Erbarmen,
Daß mir kein reuig Mahnen der Natur
Den grimmen Vorsatz abschreckt und beschwichtigt,
Eh' er ist ausgeführt! Kommt an die Weibesbrust,
Trinkt Galle statt der Milch, ihr Morddämonen«!

Als Macbeth nun meldet: »Duncan kommt noch heute«, da fragt sie lauernd: »Und wann geht er wieder?« — Macbeth: »Morgen — so denkt er«. — Lady: »O, nie soll die Sonne dieses Morgen sehn!

Der uns naht,
Muß wohlversorgt sein; leg' in meine Hand
Das große Unternehmen dieser Nacht,
Daß es für alle künft'gen Nächst' und Tage
Uns Königsmacht und Herrscherkron' eintrage!«

Man sieht, die wirklich Grausame ist hier zunächst die Lady und nicht ihr Gatte. Dieser muß sich im Gegenteil beständig mit Skrupeln und Bedenken schlagen. Er hält sich die äußeren Folgen seiner Tat immer wieder vor, trägt alles zusammen, was Duncan vor seinem Dolch schützen mußte, und weiß als Gegenantrieb nur zu sagen:

»Ich habe nichts, mein Wollen anzuspornen,
Als einzig Ehrgeiz, der, zum Aufschwung eilend,
Sich überspringt und jenseits niederfällt«.

Und seiner Gattin erklärt er: »Wir woll'n nicht weiter gehen in dieser Sache.« Erst als die Lady ihn einen Feigling schildert, an seine Liebe nicht mehr glauben will, wenn er, da Zeit und Ort sich so schicken, von seinem Vorhaben absteht, als sie die stärksten Akzente anschlägt, ja das »furienhafte« Wort gebraucht:

»Ich hab' gesäugt und weiß,
Wie's süß, das Kind zu lieben, das ich tränke;

Ich hätt', indem es mir entgegenlächelt,
 Die Brust gerissen aus den weichen Kiefern
 Und aus dem Köpfchen ihm das Hirn geschmettert,
 Hätt' ich's geschworen, wie du dieses schwurst.« —

als sie endlich noch den ganzen Plan entwickelt und ihre aktive Mithilfe zusagt, gelingt es ihr, den Gatten zum Morde zu bereden.

Die beiden Kämmerer, auf welche die Schuld gewälzt werden soll, hat sie mit würzigem Wein betäubt und sich selber Mut zur Tat angetrunken, wie so viele Verbrecher. »Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht. Was ihr Licht löscht', hat mich entflammt.« Da hört sie, wie Macbeth drinnen bei seinem grausen Werke eine erschreckte Frage tut, und fährt empor:

»O weh! ich fürchte, sie sind aufgewacht
 Und es ist nicht geschahn. — Der Anschlag, nicht die Tat,
 Verdirbt uns. — Horch! — Ich legt' ihm ihre Dolche
 Bereit, die muß' er finden. — Hätt' er nicht
 Geglichen meinem Vater, wie er schlief,
 So hätt' ich's selbst getan.«

Da erscheint ihr Gatte mit den Dolchen. Als er seine blutigen Hände betrachtet, entringt es sich ihm: »Entsetzensanblick!« Doch die Lady weist ihn schroff zurecht: »Wahnsinnseinfall, das Zu nennen mit dem Wort ‚Entsetzensanblick‘!« — Macbeth: »Mir war, als rief' es: ‚Schlaf nicht mehr, Macbeth, mordet den Schlaf! Und darum wird Macbeth nicht mehr schlafen!‘« Die Lady beruhigt ihn, er schwäche seinen edlen Mut durch Bedenken der Tat.

»Geh, nimm etwas Wasser

Und wasch von deiner Hand das garst'ge Zeugnis. —
 Was brachtest du die Dolche mit herunter?

Dort liegen müssen sie. Geh, bring sie hin

Und färb' mit Blut die schlafbefangnen Kämmerer.«

Doch als ihr Gatte sich weigert, nochmals seine Tat zu schauen, ergreift die Lady selber die Dolche:

»Schlafende und Tote

Sind Bilder nur; der Kindheit Aug' allein

Scheut den gemalten Teufel. Wenn er blutet,
Färb' ich damit der Diener Kleider rot.«

Macbeth (allein):

»Kann wohl des großen Meergotts Ozean
Dies Blut von meiner Hand wegwaschen? Nein;
Weit eh'r kann diese meine Hand mit Purpur
Die unermeßlichen Gewässer färben
Und Grün in Rot verwandeln.«

Lady (zurückkommend): »Meine Hände
Sind blutig wie die deinen; doch ich schämt' mich,
Wär bleich mein Herz wie deines. . . Eilen wir in unsre
Kammer;

Ein wenig Wasser reint uns von der Tat!
Wie leicht denn ist sie! Deine Festigkeit
Verließ dich ganz und gar.«

Doch die grause Tat hat nicht das erhoffte Glück gebracht. Auch nach Duncans Ermordung findet Macbeth keine Ruhe und keinen Schlaf: »Das so zu sein ist nichts. Nur sicher sein ist etwas!« Drum trachtet er vorerst Banquo zu entfernen und dessen Sohn. Aber auch die Lady ist wenig zufrieden:

»Nichts ist gewonnen, alles ist dahin,
Stehn wir am Ziel mit unzufriednem Sinn;
Viel sichrer, das zu sein, was wir zerstört,
Ward durch Zerstörung schwankend Glück gewährt.«

Da kommt ihr Gatte. Allnächtlich werde er von so grausen Träumen geschüttelt, daß er lieber an Duncans Stelle sein möchte, als auf der Folter der Seel' in ruheloser Qual zu zucken.« Mit der einzigen zärtlicheren Regung im Drama sucht ihn die Lady hier zu trösten:

»O, laß gut sein!
Teurer Gemahl, glätte die Runzeln weg;
Sei froh und munter heut mit deinen Gästen.«¹⁾

¹⁾ Man beachte die Dürftigkeit dieser Stelle. Viel weniger konnte sie wirklich kaum vorbringen, wenn sie trösten will. Und gleichwohl wird diese eine Stelle stets wieder von jenen Autoren zitiert, die eine Liebe der Lady zu ihrem Gatten als treibend Motiv ihres Handelns annehmen. Ja, Friedrich Theodor Vischer scheut selbst vor einer Interpolation nicht zurück und

Macbeth verspricht es ihr und heißt sie, Banquo mit ganz besonderer Auszeichnung behandeln. Auch was ihn jetzt am meisten quält, verhehlt er ihr nicht: »Du weißt, Geliebte, Banquo lebt und Fleance.« Und sofort ist die Lady wieder die Alte: »Doch schuf Natur sie nicht für ew'ge Dauer.« Ist die Lady dergestalt auch zum zweiten Mord alsbald bereit, so hat sie jetzt Macbeth doch nicht mehr nötig: »Unschuldig bleibe, Kind, und wisse nichts, Bis du der Tat kannst Beifall rufen.«

Doch wenn er auch nicht mehr vor irgend einer Untat zurückbebt, so doch vor den Schreckbildern seiner Phantasie, den Halluzinationen seines Unbewußten. Hier setzt nun die Erfindung Shakespeares ein. Der Macbeth der Chronik begeht all seine Grausamkeiten wahrscheinlich durchaus ruhigen Bluts. Zum Mindesten ist vom Gegenteil nicht das Geringste vermeldet. Bei Shakespeare hingegen wird der anfangs mehr ehrgeizige als grausame Macbeth pathologisch gefärbt. Schon von Jugend auf litt er an häufigen Visionen, die ihn z. B. vor Duncans Ermordung einen Gedankendolch erblicken lassen. Am schärfsten jedoch tritt dieses »seltsame Übel, das nichts ist für jene die mich kennen« in der Erscheinung von Banquos Geist beim Bankett zutage. Die Lady muß ihre ganze Geistesgegenwart brauchen, zumindest den äußeren Schein zu retten. Mit freundlicher Mahnung, doch auch grimmer Zurechtweisung und schmähendem Worte sucht sie ihren Gatten zu sich zu bringen. In dieser letzten Szene, da sie in Macbeths Handeln noch eingreift, steht sie voll auf der Höhe. Erst als die Gäste verabschiedet sind, wird sie lässig im Antworten. Ja, nicht einmal ihres Gatten Entschluß, auch in der Folge im Blute zu waten, sowie seine Rede, ihm spuke Seltsames im Kopf, vermag ihr mehr zu entlocken, als das Wort: »Dir fehlt die Würze aller Wesen, übersetzt die Stelle: Lady Macbeth (»liebkosend«): »Komm, komm, mein teurer Herr, entrunzle, glätte die finstere Stirn, sei heiter heute abends, gut aufgelegt inmitten deiner Gäste.« Und obwohl der englische Originaltext von dieser übersetzten »Liebkosung« gar nichts enthält, gibt Vischer noch den Kommentar: »Was ihm die Frau antwortet, muß auf der Bühne mit ganz zärtlichem Ausdruck gesprochen werden. Sie umfaßt ihn, streichelt ihm die Stirne.« (»Shakespeare-Vorträge«, 2 Bd., S. 36 und 102.)

Schlaf«. Es ist, als bräche sie nach der enormen seelischen Leistung erschöpft zusammen.

Was nunmehr in ihrer Seele vorgeht, darüber hat uns sonderbarerweise Shakespeare, der sonst alles übermotiviert, ja ganze Szenen nur zu diesem einzigen Zwecke dichtet, rein gar nichts vermeldet. Wir sehen sie erst im letzten Akt wieder in der berühmten Nachtwandlerszene. Sie ist an Nachtwandeln, man muß wohl sagen, erkrankt, just an dem Tage, da Macbeth in den Krieg zog. Von diesem Tage ab sah ihre Kammerfrau, wie sie zu Nacht »aus ihrem Bette aufstand, ihr Nachtgewand umwarf, ihren Schreibtisch aufschloß, Papier nahm, es zusammenlegte, schrieb, das Geschriebene las, es versiegelte und dann wieder zu Bette ging, und die ganze Zeit im tiefsten Schlafe.« — »Eine große Zerrüttung der Natur! die Wohltat des Schlafes genießen und zugleich die Geschäfte des Wachens verrichten«, meint der offenbar tiefschauende Arzt. Bald hat er Gelegenheit, das Nachtwandeln der Lady selbst zu beobachten. Sie kommt, in der Hand eine angezündete Kerze, die über ihren ausdrücklichen Befehl stets neben ihrem Bette brennen muß. Ihre Augen sind beim Wandeln offen, doch ihre Sinne geschlossen. Dann reibt sie sich die Hände, als wüsche sie dieselben, was sie nach Aussage der Kammerfrau oft eine Viertelstunde nach einander tue. Nun hört man sie sprechen: »Da ist noch ein Fleck. Fort! verdammter Fleck! fort, sag' ich. — Eins, zwei. Nun, 's ist dann noch Zeit, es zu tun. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemahl, pfui! ein Soldat und furchtsam! Was haben wir zu fürchten, wer es weiß, da niemand unsere Gewalt zur Rechenschaft ziehen darf? — Aber wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch soviel Blut in sich hätte? — Der Than von Fife hatte ein Weib, wo ist sie nun? — Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Nichts mehr davon, mein Gemahl, nichts mehr davon; du verdirbst alles mit diesem Auffahren. — Noch immer riecht es hier nach Blut. Alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! oh! oh! — Wasch deine Hände, leg dein Nachtkleid an; sieh doch nicht so blaß aus. — Ich sage es dir noch einmal, Banquo ist be-

graben, er kann aus seiner Gruft nicht herauskommen. — Zu Bett, zu Bett; es wird ans Tor geklopft. Komm, komm, komm, komm, gib mir die Hand. — Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Zu Bett, zu Bett, zu Bett!« Wirklich geht sie nach solchen Auftritten stets unverzüglich zu Bett. Der Arzt, der sie beobachtete, faßt sein Urteil zusammen: »Diese Krankheit liegt außer dem Gebiete meiner Kunst; doch habe ich Menschen gekannt, die im Schläfe umherwandelten und doch fromm in ihrem Bette starben«. Hier freilich, scheint es anders zu liegen:

»Von Greueln flüstert man. Und Taten unnatürlich
Erzeugen unnatürliche Zerrüttung.«

Und dann, als wäre er Psychoanalytiker:

»Die kranke Seele wird ins taube Kissen
Entladen ihr Geheimnis. Sie bedarf
Des Beicht'gers mehr noch als des Arztes. — Gott!
Vergib uns allen! — Seht nach ihr; entfernt,
Womit sie sich verletzen könnt', und habt
Ein Auge stets auf sie.«

Und als Macbeth nach dem Befinden der Kranken fragt, erwidert er:

»Nicht krank sowohl,
Als tief gestört durch Schwärm' von Einbildungen,
Die sie der Ruh' berauben . . .

Hier muß der Kranke selbst das Mittel finden.«

Doch da der Stern des Königs sich neigt, verhindert alle ärztliche Vorsicht und Klugheit nicht, daß Lady Macbeth, »die höllische Königin«, Hand an sich legt.

Überblicken wir diesen Fall von Nachtwandeln, so scheint er zunächst durchaus der landläufigen Ansicht zu entsprechen: die Wandelnde setzt die Tätigkeit des Tags, oder, sagen wir richtiger, des wichtigsten Tags der letzten Monate zur Nachtzeit fort. Genau wie wir es in einem früheren Akte vernahmen, macht sie Macbeth Vorwürfe wegen seiner Feigheit, richtet sie ihn auf und lenkt sein Handeln. Nur in zwei freilich sehr bedeutsamen Punkten ist es, als hätte sie die Rolle des Gatten jetzt selber übernommen: in der Störung

des Schlags und der Achtsamkeit auf ihre blutigen Hände. Wie hatte sie Macbeth zurückgewiesen, als dieser von seinen blutigen Händen ausrief: »Entsetzensanblick!« Ein Wahn-sinnsanfall sollte es sein. »Nimm etwas Wasser und wasch von deiner Hand das garstige Zeugnis«. Macbeth freilich war nicht zu erschüttern: der ganze Ocean könne das nicht, eher würde des Königs vergossenes Blut sein Grün in aufreizend Rot verwandeln. Doch als die Lady an seiner Statt das Werk vollendete, bemerkte sie leichthin: »Meine Hände sind blutig wie die deinen. Doch ich schämte mich, wäre bleich mein Herz wie deins. Ein wenig Wasser reint uns von der Tat«. Selbst noch im Nachtwandeln richtet sie den Gatten auf: »Wasch deine Hände, leg dein Nachtkleid an.« Doch im nämlichen Wandeln sucht sie vergeblich die Flecken von ihren Händen zu tilgen, riecht es ihr stets nach Blut und werden alle Wohlgerüche Arabiens ihre Hände nicht wohlriechend machen können. Sollte nicht gerade in diesen zwei Punkten, wo sie so völlig umgeschlagen hat, der Kern ihres ganzen Nachtwandelns liegen?

Es ist zu beachten, daß in der Tragödie wie in dem vorhin erzählten »Sündkind« das Nachtwandeln nicht in der Kindheit beginnt oder Pubertät, sondern immerhin in etwas gereifteren Jahren, und, was entscheidend, als eine Erkrankung, präziser gesagt, als psychische Erkrankung. Das Sünd-kind erkrankt, da es seine reine Geliebte verloren, die ihm die Mutter vertreten hatte, die Urgeliebte seiner ersten Kindheit; und Lady Macbeth, die durch einen Mord selbst Königin geworden, just in dem Momente, als ihr Gemahl in den Krieg ziehen muß, um Leben und Krone zu verteidigen. Nicht umsonst fällt ihr, da sie im Wandeln von Duncans vielem Blute spricht, auch das Schicksal der Gattin Macduffs ein, die erschlagen wurde, als der Gemahl von ihr gegangen. Da scheint es nun recht nahe zu liegen und wird tatsächlich vielfach geglaubt, daß die Lady erkrankt, weil sie um Leben und Herrschaft bangt. Nur stimmen dazu die Fakten nicht recht. Zunächst ist der Feldzug ihres Gatten keineswegs aussichtslos. Hat er doch im Gegenteil von den Hexen gehört, sein Ende sei an scheinbar ganz unerfüllbare Bedingungen geknüpft,

so unerfüllbar, daß ihn die Weissagung sofort von aller Furcht befreit. Da er der »Genossin seiner Hoheit« gar nichts verhehlt, so wohl auch kaum die Verheißung der Hexen, die seine Zuversicht aufs Äußerste steigerte. Bangen und Furcht kann es also nicht sein, was ihr Nachtwandeln zur Auslösung bringt. Auch eine andere landläufige Deutung scheint mir wenig begründet. Wie neuerdings selbst ein Brandes erklärt, »zeigt die Nachtwandlerszene auf die bewunderungswürdigste Weise, wie der Stachel des bösen Gewissens, selbst wenn er bei Tag abgestumpft ist, des Nachts geschärft wird und dem Schuldigen Schlaf und Gesundheit raubt.« Nun können arge Gewissensbisse den Schlaf wohl stören, doch werden sie schwerlich Nachtwandeln erzeugen. Kaum je sind Verbrecher Noktambulisten. Wohin Gewissensbisse und Reue empfindsame Menschen führen können, dafür ist Macbeth selber ein Beispiel. Nachdem er den König und Banquo ermordet, kommt er nicht mehr zur Ruhe, doch fällt ihm nicht ein, bei Nacht zu wandeln. Hier muß wohl ein anderes Ursache sein, was den Noktambulismus der Lady auslöst.

Um dieses Unbekannte auszuspüren, wollen wir zunächst das Verhältnis der Gatten zu einander prüfen. Man hat sich über den Charakter der Lady seit den Zeiten Tiecks in Deutschland vielfach die Köpfe zerbrochen. Bis dahin galt sie schlechtweg als Megäre, als »Oberhexe«, wie Goethe sie nannte. Diese Ansicht war nicht nur in Deutschland herrschend, sondern auch im englischen Mutterlande. Doch dem deutschen Gemüt ging diese Anschauung wider den Strich. Und so hat als erster Ludwig Tieck in der Lady ein zärtliches, liebevolles Weib erblickt. Von dieser Zeit ab stehen immer wieder Kritiker und selbst Dichter auf, die jene auf ähnliche Weise reinwaschen wollen. Ich will die zwei namhaftesten zitieren: Friedrich Theodor Vischer und Rudolf Hans Bartsch. Der erstere, von dem ich schon früher ausführte, daß er selbst nicht vor einer Interpolation zurückschreckte, um seine Ansicht zu erweisen, faßt sein Urteil in folgende Sätze zusammen: »Es ist nicht einfach Ehrgeiz, was sie bewegt, sondern Liebe, die den Gemahl groß sehen möchte«. (S. 78.) Und an einer zweiten Stelle: »Sie liebt ihren Mann und

hat doch mehr für ihn als für sich ihr Gewissen geopfert«. (S. 124.) Noch viel weiter jedoch geht R. H. Bartsch in seinem Roman »Elisabeth Kött«. Zur Heldin sagt Wigram: »Fühlst du, wie sie (die Lady) vor alles, was sie sagt, nicht Gäule genug spannen kann, ihren schweren und unbeweglichen Gemahl mit fortzureißen?« In der Nachtwandlerszene käme »die ganze Zerbrochenheit dieses armen, überlasteten Herzens in der Qual des Traumwandeln zum Ausbruch.« Am Schlusse faßt er sein Urteil zusammen: »Wenn eine auf Erden ein armes, schwaches Weib ist, so ist es diese Überhexe, die den einen Mann so sehr liebt, daß sie alle seine Fehler und Schwächen bewundernswert studiert hat, um mit ihrem bebenden Körper die Lücken zu decken. Suche das Weib aus ihrer Rolle!«

Was ist nun an diesen Anschauungen wahr? Da der Dichter seit drei Jahrhunderten tot ist und keine Silbe über die Lady, außer im Texte der Tragödie, hinterließ, so bleibt uns meines Erachtens nichts übrig, als uns an diesen letztern zu halten. Höchstens könnte man noch die Chronik Holinshed's heranziehen, der Shakespeare so häufig verbo tenus folgte. Nach dieser war die Lady außerordentlich ehrgeizig und, wenn sie Macbeth beständig anlag, Duncan zu ermorden, so geschah es einzig, weil sie »in unauslöschlichem Wunsche entbrannte, den Namen einer Königin zu tragen«. Von Liebesempfindungen für den Gatten, oder daß sie nur um seinetwillen die Krone begehrte, ist nicht mit einer Silbe die Rede. Nun ließe sich dagegen immerhin einwenden: sowie Shakespeare vielfach über seine Quelle hinausging, z. B. die Nachtwandlerszene schuf ohne jedes Vorbild, so könnte er ebensogut der Lady Züge verliehen haben, von welchen die Quelle gar nichts sagte. Gewiß, a priori wäre die Sache sehr wohl denkbar. Nur müßte das aus dem Texte des Trauerspiels deutlich hervorgehen. Was aber sagt dieser? So aufmerksam ich seine Verse las, ich war nicht im stande, ein einziges wirkliches, nicht interpoliertes Liebeswort der Lady zu finden. Das fällt bei dem Dichter von »Romeo und Julie« doppelt ins Gewicht. Wer der Liebe solche Worte zu leihen vermag, hätte wohl auch in »Macbeth« nicht völlig versagt,

wenn die Lady ein liebendes Weib sein sollte. In deren Reden kann man alles finden, Mahnen, Bitten und Beschwören, Schelten und Drohen, Zorn, ja fast Schimpf, doch nicht einen einzigen Naturlaut der Liebe. Das wirkt um so greller, als ihr der Gatte meist als ein wirklich Liebender naht, genauer gesagt bis zur Ermordung Banquos. Sie aber wird warm, nur wo es die Erreichung ihres Zieles gilt, der Ehrgeiz also Befriedigung heischt. Dem Gatten ist sie stets nur die »teure Genossin seiner Hoheit«, wie er einmal treffend an sie schreibt. Daß der stets übermotivierende Shakespeare auf der Höhe seines Könnens alle Liebesregungen, das angeblich Entscheidende ihres ganzen Charakters, bis zur Unkenntlichkeit verschleiert haben sollte, ist wohl ausgeschlossen. Die Wahrheit ist einfach, daß die Lady gar kein liebendes Weib ist, sondern bloß ehrgeizig, wie bereits in der Chronik. Ich vermute, die Autoren, welche in ihr durchaus die liebende Gattin erblicken, handeln aus eigenen Komplexen heraus, aus den Wünschen des eigenen Unbewußten. Ein Bartsch z. B. kann sich das Weib kaum anders denken, als liebevoll in dem Mann aufgehend.

Mir macht die Lady in ihrem Verhalten dem oft förmlich werbenden Gatten gegenüber den Eindruck einer natura frigida, d. h. einer geschlechtlich kalten Frau. Nimmt man ihr fürchterliches Wort dazu, sie könnte die Brust ihrem eigenen, saugenden Kinde entreißen und sein Hirn zerschmettern, so scheint auch die Mutterliebe in ihr nie stark gewesen, vielmehr, was sie an Empfindung besaß, in leidenschaftlichen Ehrgeiz umgewandelt. Nun lehrt die psychoanalytische Erfahrung, daß, wenn ein Weib dem sympathischen und potenten Manne gegenüber geschlechtlich kalt bleibt, dies zurückgeht auf eine frühzeitige Verlötung mit einem verpönten, weil inzestuösen Sexualobjekte. Solche Frauen haben fast immer von zartester Kindheit ab ihren Vater oder Bruder über alles geliebt und kommen von diesem Urgeliebten zeitlebens nicht los. Sind sie in der Pubertät genötigt, jene als Sexualobjekte auszuschalten, so halten sie trotzdem im Unbewußten an ihnen fest und werden unfähig, auf einen andern Mann zu übertragen. Es liegt sehr nahe,

auch bei Lady Macbeth an diese unlösliche Verkettung zu denken. Ja, einzelne Züge in der Nachtwandlerszene scheinen direkt für ein verdrängtes Sexualleben zu sprechen.

Seitdem der Gatte sie verlassen, der Eheverkehr also unterbrochen¹⁾, wandelt Lady Macbeth nächtlicher Weile, in der Hand eine angezündete Kerze, die über ihren ausdrücklichen Befehl stets neben ihrem Bette brennen muß, und zwar erst jetzt, sonst würde die Kammerfrau es nicht so betonen. Die Kerze in der Hand, das ist nun ein Zug, den wir bisher in keinem unserer Fälle trafen und der, wie ein Blick in die Literatur mich belehrt, nichts weniger als häufig beim Nachtwandeln zu finden. Daß Shakespeare just diesen Zug erfand, der eigentlich atypisch ist, darf kaum als bloßer Zufall gelten. Viel eher wäre man geneigt, darin einen heimlichen, versteckten Sinn zu wittern. Da drängt sich sofort eine Beziehung auf. Wir wissen ja aus der Kindergeschichte sovieler Menschen, daß ein zärtlich besorgter Elternteil, der Vater oder die Mutter, sich gern mit der Kerze in der Hand von dem Schläfe des Kindes überzeugt.²⁾ Da hätten wir einerseits eine Motivierung des Schlafwandelns überhaupt, daß man nämlich den liebenden Elternteil spielt, wie andererseits des angezündeten Lichtes. Das letztere hat aber noch einen sexualsymbolischen Sinn, der ganz typisch ist und regelmäßig wieder zu finden. Die brennende Kerze steht nämlich immer nur für eins und bedeutet in Träumen wie in Märchen, Folklore und Sage ausnahmslos das Gleiche: den erigierten Phallus. Jetzt wird durchsichtig, warum die Lady, nachdem ihr Gatte in den Krieg gezogen, eine angesteckte Kerze stets neben ihrem Bette brennen läßt und warum sie mit dieser in der Hand dann nächtlich herumgeistert. Eine zweite unverkennbar geschlechtliche Beziehung enthält der Schluß der Nachtwandlerrede. Hier wiederholt sie nicht weniger als fünfmal die Aufforderung »Zu Bett!« an ihren Gatten, während in der korrespondierenden Mordszene (II., 1)

¹⁾ Das ist als unmittelbar auslösendes Moment nicht ohne Bedeutung, wenn auch natürlich nicht die wahre Ursache ihres Nachtwandelns.

²⁾ Eine zweite noch wichtigere Motivierung des nächtlichen Besuchs werde ich später auszuführen haben.

es einfach heißt: »Eilen wir in unsere Kammer. Ein wenig Wasser reint uns von der Tat.« Die weitere Wendung: »Komm, komm, komm, komm, gib mir die Hand!« klingt wieder durchaus infantil. So redet man zu einem Kinde, doch kaum zu Erwachsenen. Es sieht so aus, als nehme sie Vater oder Mutter bei der Hand und heiße sie zu Bett zu gehen. Man erkennt bereits an dieser Stelle, auch das scheinbar atypische Nachtwandeln der Lady führt ungezwungen ins Sexuelle und Infantile.

Jetzt wird es nicht schwer zu erraten sein, auf wen die unterdrückten, weil stark verpönten sexuellen Wünsche der Lady gehn. Eine Person der Kindheit, die später zum Sexualobjekt untauglich wird, aber doch die Liebesübertragung auf den Mann für alle Zukunft hindert, ein Mensch, der, die brennende Kerze in der Hand, sie zum Schlafengehen auffordert, wer könnte das wohl anders sein, als der eigene Vater, der Urgeliebte jedes kleinen Mädchens? Es ist eine ganz alltägliche Erfahrung, die für jedermann gilt, für gesunde wie später erkrankende Menschen, daß die in Wirklichkeit erste Liebe, welche schon ganz deutlich die Züge sinnlicher Beteiligung trägt, den frühesten Kinderjahren angehört und daß ihre Objekte keine andern sind als die eigenen Eltern, in zweiter Linie die eigenen Geschwister. Hierbei macht sich auch im Verhältnis der Aszendenten zu den Nachkommen und vice versa die polare Anziehung der Geschlechter geltend, des Mannes für das Weib, des Weibes für den Mann. »Ein natürlicher Zug«, sagt Freud in der »Traumdeutung«, »sorgt dafür, daß der Mann die kleinen Töchter verzärtelt, die Frau den Söhnen die Stange hält, während beide, wo der Zauber des Geschlechts ihr Urteil nicht verstört, mit Strenge für die Erziehung der Kleinen wirken! Das Kind bemerkt die Bevorzugung sehr wohl und lehnt sich gegen den Teil des Elternpaares auf, der sich ihr widersetzt. . . So folgt es dem eigenen sexuellen Triebe und erneuert gleichzeitig die von den Eltern ausgehende Anregung, wenn es die Wahl zwischen den Eltern in gleichem Sinne wie diese trifft.«

Hier wollen wir zwei Momente festhalten, die uns noch später beschäftigen werden: die Verliebtheit in den anders-

geschlechtlichen Elternteil und dann die Auflehnung wider den gleichgeschlechtlichen. Der Liebe entspricht, daß jedes Kind im Stande der Unschuld den ersteren immer »heiraten« möchte. So danke ich der Mitteilung eines Kollegen folgenden Dialog zwischen ihm und seinem fünfjährigen Töchterlein. Sie beginnt: »Ich will heiraten«. — »Wen denn?« — »Dich, Papa«. — »Ich habe ja schon eine Frau«. — »Dann hast du halt zwei Frauen«. — »Das geht nicht«. — »Also gut, dann wähle ich mir einen Mann, der so lieb ist wie du.« Und Freud berichtet: »Ein achtjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft benützt die Gelegenheit, wenn die Mutter vom Tische abberufen wird, um sich als Nachfolgerin zu proklamieren. „Jetzt will ich die Mama sein. Karl, willst du noch Gemüse? Nimm doch, ich bitte dich“ u. s. w. Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von noch nicht vier Jahren äußert direkt: „Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehn, dann muß das Vaterl mich heiraten und ich will seine Frau sein“.«

Nun brauchen wir nur eine kleine Erfahrung hier anzufügen, um sofort einen weiten Ausblick zu gewinnen. Die Deutung der Träume, Märchen und Mythen belehren uns gleichmäßig, daß die Phantasie des Kindes, wie die aller Völker in ihrer Urzeit, Vater und König oder Kaiser identifizieren. Natürlich ist dann die Frau des Vaters gleichbedeutend mit Königin. Wenden wir diese Erfahrungstatsache, die immer wieder zu belegen ist, nunmehr auf die Lady Macbeth an, dann wird uns mit eins ihr Ehrgeiz durchsichtig. Ich behauptete oben, ihre geschlechtliche Unempfindlichkeit gegen den Gatten rühre daher, daß sie den Vater zu sehr geliebt habe und darum von diesem nicht loskommen könne. Ihre Sexualität habe sich in Ehrgeiz umgesetzt, und zwar in den Ehrgeiz — Königin zu werden,¹⁾ mit anderen Worten: Frau des Vaters. So kann sie das Kindheitsideal festhalten und den verpönten Inzest realisieren. Die Intensität, mit der sie ihr Lebensziel

¹⁾ Das betont auch Holinsheds Chronik mit Nachdruck: »Sie entbrannte in dem unauslöschlichen Wunsche, den Namen einer Königin zu tragen.«

verfolgt, erklärt sich dann durch die mächtige Heizkraft ihrer geschlechtlichen Wünsche.

Auch bei Shakespeare fällt König und Vater zusammen. Das beweist ein Ausspruch der Lady Macbeth, als sie sich anschickt, Duncan zu ermorden. »Hätt' er nicht geglichen meinem Vater, wie er schlief, so hätt' ich's selbst getan.« Diese physische Ähnlichkeit bedeutet, wie wir aus vielen analogen Beispielen wissen, Identität der Personen. Der König gleicht dem Vater darum, weil er eben für ihren Erzeuger steht. Noch ein weiterer Punkt läßt sich von ihrem Vaterkomplex her gut erklären. Schon die Chronik spricht von dem außerordentlichen Ehrgeiz der Lady. Nun ist uns aus der Neurosenpsychologie bekannt, daß brennender Ehrgeiz in späteren Jahren Reaktionsbildung darstellt auf kindliches Bettnässen. Bei solchen Kindern aber ist es Regel, daß sie vom Vater oder Mutter zur Nachtzeit auf den Topf gesetzt werden. Bei der so häufigen Identifikation mit geliebten Personen begreifen wir jetzt gut auch von anderer Seite, warum die Lady just mit der Kerze in der Hand nachtwandelt. Auch hier tritt wieder die Rückkehr ins Infantil-Erotische deutlich zu Tage.

Nun zu den Gründen ihres Zusammenbruchs. Solange die Lady nur für das kindliche Lebensziel kämpft, ist sie ein unerschütterlicher Fels im Sturm der Gefahren. Vor keiner Untat scheut sie zurück und keinem Verbrechen, um Königin zu werden an der Seite ihres Gatten. Als sie aber allmählich merken muß, ihr Gatte werde Zufriedenheit sich nimmer erjagen, er komme über den Königs-Vatermord nicht hinweg, nie werde sich ihre Hoffnung erfüllen, in ruhigem Genuß an der Seite ihres Vaters zu leben, da läßt auch ihre Spannkraft nach, bis schließlich die Seele zusammenbricht. Wie sagt sie nur aus Anlaß der ersten Enttäuschung nach Duncans Tod:

»Nichts ist gewonnen, alles ist dahin,
 Stehn wir am Ziel mit unzufried'nem Sinn;
 Viel sichrer, das zu sein, was wir zerstört,
 Ward durch Zerstörung schwankend Glück gewährt.«

Jetzt rächt sich das bisher glücklich unterdrückte Unbewußte, jetzt erwacht das Gewissen, und als vollends der Gatte von

ihr geht, beginnt sie zu wandeln, d. h. die Rückkehr zum kindlichen Ideal zu suchen. Im Wandeln spielt sie dann selber den Vater, der einst mit der brennenden Kerze nahte, ihr schließlich zurief: »Komm, komm, komm, komm, gib mir die Hand!« und sie zu Bette gehen hieß.

Warum aber kommt der grausame Macbeth nicht über den Königsmord hinweg, wie in der Geschichte? Hier, glaube ich, müssen wir noch tiefer zurückgehen, als auf die Chronik, und zwar auf den Schöpfer der Tragödie selbst. Es gibt einen wichtigen Wendepunkt im Dasein Shakespeares, wo nach der Biographie von Georg Brandes »die Lustigkeit, ja selbst die Lebensfreude in seinem Gemüte erlischt. Schwere Wolken haben sich über seinen Horizont gelagert, wir wissen nicht genau, woher sie kamen. Nagender Kummer und Täuschungen haben sich in seinem Innern angesammelt. Wir sehen seine Schwermut wachsen und sich ausdehnen; wir können die wechselnden Wirkungen dieser Schwermut beobachten, ohne ihre Ursachen bestimmt zu erkennen. Nur dies empfinden wir, daß der Schauplatz, den er mit dem Auge seiner Seele sieht, nun schwarz ausgeschlagen ist, gerade wie der äußere Schauplatz, den er benutzt. Über beide hat sich ein Traumschleier herabgesenkt. Er schreibt keine Lustspiele mehr, sondern läßt einen Schwarm von schwarzen Tragödien auf die Bühne herabfahren, die noch vor kurzem von dem Gelächter seiner Rosalinden und Beatricen widerhallte.« Dieser Wendepunkt liegt um 1601, in welchem Jahre Graf Essex und Shakespeares spezieller Gönner Lord Southampton wegen einer Verschwörung gegen das Leben der Königin zum Tode verdammt wurden. Die Wehmut über deren Schicksal soll nach Brandes einer der ursprünglichen Gründe zu des Dichters beginnender Melancholie gewesen sein. Vielleicht noch nachhaltiger wirkte der wenige Monate später erfolgende Tod von Shakespeares Vater mit allen Erinnerungen, die er wachrief. Die Dramen, welche der Dichter um jene Zeit verfaßte, Julius Cäsar, Hamlet und Macbeth, haben ein Gemeinsames, sie drehen sich sämtlich um den Vatermord. Im »Caesar« ermordet Brutus seinen väterlichen Freund, den Geliebten seiner Mutter (»Auch du, mein Sohn Brutus?«); Hamlet scheitert

an der Aufgabe, den Mord seines Vaters am Oheim zu rächen, weil dieser, wie Freud in seiner »Traumdeutung« ausführt, im Grunde genommen nichts anderes getan, als was Hamlet in seiner Kindheit gewünscht, aber auszuführen sich nicht getraut hatte; und Macbeth endlich geht in letzter Wurzel an dem Königs-, also Vaternord zu Grunde, dessen Folgen er gar nie überwindet. Halten wir dies stets von neuem variierte Thema des Vaternordes zusammen mit seinen unmittelbar auslösenden Ursachen, dem wirklichen Tod von Shakespeares Vater und der Verschwörung Southamptons gegen die herrschende Gewalt im Staate, so liegt die Annahme nicht mehr fern, daß damals bei unserem Dichter selber die kindlichen Todeswünsche auf seinen Vater zu neuer Erinnerung erwachten und nun in einer Reihe gewaltiger Dramen nach außen projiziert wurden.

Vielleicht wird der Leser, der mir bisher mehr oder minder folgte, hier empört auffahren: Wie darf man annehmen, daß ein Genius wie Shakespeare seinen Vater habe ermorden wollen, wenn auch nur in Phantasien der Kindheit? Dieser scheinbar so berechtigten Entrüstung kann ich nur entgegnen, daß, was ich hier von Shakespeare voraussetze, im Grunde allgemein menschlich ist und keinem Knaben fehlt. Gehen wir zum Beweis von unserer früheren Erkenntnis aus, daß die erste, auch schon sinnlich gefärbte Neigung jedwedes Kind dem andersgeschlechtlichen Elternteil gehört, die Liebe des Mädchens seinem Vater, die Neigung des Knaben seiner Mutter, während das Kind sich wider den gleichgeschlechtlichen Elternteil auflehnt, der es bloß streng gerecht erzieht, doch nicht liebend verzärtelt. Den verzärtelnden möchte es am liebsten »heiraten«, wie wir oben hörten, wobei der andere als störender Mitbewerber empfunden wird. »Wenn der kleine Knabe«, sagt Freud in der »Traumdeutung«, »neben der Mutter schlafen darf, sobald der Vater verreist ist, und nach dessen Rückkehr ins Kinderzimmer zurück muß zu einer Person, die ihm weit weniger gefällt, so mag sich leicht der Wunsch bei ihm gestalten, daß der Vater immer abwesend sein möge, damit er seinen Platz bei der lieben, schönen Mama behalten kann, und ein Mittel zur Erreichung

dieses Wunsches ist es offenbar, wenn der Vater tot ist, denn das eine hat ihn seine Erfahrung gelehrt: ‚Tote‘ Leute, wie der Großpapa z. B. sind immer abwesend, kommen nie wieder.«

Doch wieso kommt ein Kind zu der Höhe der Schlechtigkeit, seinen Eltern gleich den Tod zu wünschen? Darauf ist zu antworten, »daß die Vorstellung des Kindes vom ‚Totsein‘ mit der unsrigen das Wort und dann nur noch wenig anderes gemein hat. Das Kind weiß nichts von den Greueln der Verwesung, vom Frieren im kalten Grabe, vom Schrecken des endlosen Nichts, die Furcht vor dem Tode ist ihm fremd, drum spielt es mit dem gräßlichen Worte . . . Gestorben sein heißt für das Kind, welchem ja überdies die Szenen des Leidens vor dem Tode zu sehen erspart wird, so viel als ‚fort sein‘, die Überlebenden nicht mehr stören. Es unterscheidet nicht auf welche Art diese Abwesenheit zu stande kommt, ob durch Verreisen, Entfremdung oder Tod. Wenn es also Motive hat, die Abwesenheit eines anderen zu wünschen, so mangelt ihm jede Abhaltung, diesen Wunsch in die Form zu kleiden, jener möge tot sein (‚Traumdeutung‘).« Auf den Fall *Shakespeare* angewendet, steht zu vermuten, daß auch dieser größte aller Dramatiker in der Kindheit wiederholt seinem Vater den Tod wünschte, was dann bei dessen wirklichem Ableben ihm erschütternd aufs Neue ins Bewußtsein trat und den Anstoß gab zu den Dramen mit dem Thema: Vtermord. Auch des Vaters Beruf, der nicht bloß Gerber, sondern auch Schlächter war, also Tiere mit dem Messer abschlachtete, mag die Art der Todeswünsche beeinflußt haben, wie deren spätere Auferstehung in den großen Dramen.

Die bösen Gedanken wider den Vater schließen aber in der Kinderseele keineswegs aus, daß gleichzeitig mit ihnen auch zärtliche Regungen, Gefühle heißester Liebe bestehen. Ja, dies ist nach aller Erfahrung die Regel und auch bei *Shakespeare* zu belegen. Diese andere Seite seines kindlichen Fühlens führt nämlich zu dem gewaltigen Ehrgeiz, den wir als Hauptzug bei *Macbeth* und der *Lady* finden, wie in Wirklichkeit bei — dem Dichter selber. Wir wissen, daß der Vater des letzteren in dessen Jugend ganz herunterkam. Er

hatte nicht bloß alles verloren, was er selber besaß, die Mitgift seiner Frau und seine Stellung als Ratsherr, sondern steckte auch derart tief in Schulden, daß er jederzeit gewärtigen mußte, verhaftet zu werden. Und nunmehr lasse ich Brandes das Wort: »Der Gegenstand für Shakespeares Verlangen war in erster Reihe weder Dichterruf noch Ansehen als Schauspieler, sondern Wohlstand, und zwar hauptsächlich als Mittel zu sozialer Beförderung. Der Rückgang seines Vaters an Vermögen und bürgerlicher Achtung war ihm sehr zu Herzen gegangen; von seinen Jünglingsjahren an hatte er leidenschaftlich das Ziel vor Augen behalten, den Namen und das Ansehen seiner Familie wieder aufzurichten... Sein Vater hatte nicht gewagt, über die Straße zu gehen, weil er befürchtete, Schulden halber verhaftet zu werden. Er selber war als Jüngling auf Befehl des Gutsbesitzers gepeitscht und ins Loch geworfen worden. Die kleine Stadt, die Zeuge dieser Demütigungen gewesen war, sollte Zeuge seiner Ehrenrettung sein. Wo man von ihm als dem zweifelhaft bekannten Schauspieler und Schauspieldichter hatte sprechen hören, da sollte man ihn als geachteten Haus- und Grundbesitzer wiedersehen. Und dort und anderswo sollten die Leute, die ihn zum Proletariat gerechnet hatten, ihn als Gentleman, d. h. als Mitglied des niederen Adels kennen lernen... Im Jahre 1596 reicht sein Vater, augenscheinlich auf seine Veranlassung und durch seine Unterstützung, bei Heralds College ein Gesuch um Erteilung eines Wappenschildes ein. Die Erteilung des Wappens bedeutet die feierliche Aufnahme in The gentry.« Hieß also der Ehrgeiz des kleinen Kindes, so groß zu werden wie der Vater, so später des Mannes, den Vater selber zu erhöhen, ihn zum König zu machen. Man sieht, wie nahe und höchstpersönlich das Thema des Ehrgeizes Shakespeare anging.

Ehe ich daran gehe, noch weiter auseinanderzusetzen, was von rein persönlichem Erleben des Dichters in die Handlung des »Macbeth« hineinverworfen wurde, sei vorerst einer Technik gedacht, die dem Dramatiker im Allgemeinen eigen. Wir haben erfahren, daß Shakespeare seine eigenen Komplexe in seine Tragödien hineinprojiziert, Komplexe,

die keineswegs einfach sind, sondern beispielsweise neben dem Haß auch ebensogroße Liebe aufweisen, also gegensätzliche Elemente. Wie sein Empfinden zwiespältig ist, so zerlegt er auch gern dessen dramatische Projektion in zwei Gestalten, die zu einander in Gegensatz stehen. Er spaltet sein Ich in zwei Personen, deren jede nur einer Einzelregung seines Fühlens entspricht. Das ist eine Erfahrung, die durchaus nicht erst von psychoanalytischer Seite gemacht wurde. So schreibt z. B. Minor in seinem Schillerbuch: »Erst im Verein mit Carlos umfaßt Posa Schillers ganzes Wesen, die wilde Leidenschaft des einen ist der Ausdruck der sinnlichen Seite, die erhabene Begeisterung des andern der Ausdruck der stoischen Seite seiner Natur . . . Diese Gestalt hat Schiller nicht nach der Natur gezeichnet; nicht von außen ist sie ihm gekommen, sondern tief aus seinem Innern hat er sie heraufgeholt«. Und ähnlich Otto Ludwig: »Goethe zerlegt oft einen Menschen in zwei poetische Gestalten, Faust—Mephisto, Clavigo—Carlos.«

Wenden wir diese Erkenntnis nun auf Shakespeare an, so liegt auf der Hand, daß er die Empfindungen seines Ichs sowohl in Macbeth als dessen Gattin hineinprojizierte, was allerlei wichtige Vorteile bot. Wir haben die Lady bisher nur als eine dramatische Vollgestalt genommen, was sie ja in erster Linie auch ist. Daneben jedoch entspricht sie sicherlich einer Abspaltung von Shakespeares Empfinden, indem der Dichter seine ehrgeizig-grausamen Triebe in ihr verkörperte. Er hat nämlich ihre bereits von der Chronik gebotene Gestalt zu eigener Entschuldigung ausgebaut. Wie oben schon festgelegt, ist Macbeth in den ersten zwei Akten durchaus nicht der grausame Wüterich Holinshed's und steht auch im Ehrgeiz weit hinter seiner Gattin zurück. Es ist, als hätte unser Dichter, der durchsichtig hinter seinem Helden steht, damit ausdrücken wollen: ich bin ja eines Vtermords gar nicht fähig und hätte ihn sicher verschoben oder gar nicht ausgeführt, wäre ich nicht von weiblicher Seite gedrängt worden. Macbeth will ja trotz aller günstigen äußeren Umstände in jener Sache nicht weiter gehen, nur die Lady ist es, die die Tat erzwingt. Da die

letzte Ursache jedes Vaterhasses die Rivalität bei der Mutter ist, würde also diese, durch Lady Macbeth repräsentiert, den kindlichen Shakespeare in seiner Phantasie zur Beseitigung des Vaters aufgefordert haben. Hier zweigt eine weitere Fährte ab für den Noktambulismus. Dachten wir bisher nur an den Vater, welcher bei Nacht zum Kinde kommt, so scheint jetzt die noktambule Lady auch Shakespeares Mutter zu repräsentieren, welche sich mit der Kerze in der Hand vom gesunden Schlaf ihres Lieblings überzeugt.¹⁾

Man darf sich nicht wundern, daß ich von ein und derselben Sache mehrere scheinbar so grundverschiedene Deutungen gebe. Gibt es doch nichts Komplizierteres auf Erden, als psychische Dinge, zu denen ja auch das Dichterschaffen zählt. Die seelischen Phänomene sind nämlich aller Erfahrung gemäß nie einfach gebaut und einfach begründet, sondern immer vielfach zusammengesetzt. Wer da tiefer eindringt, entdeckt hinter jeder psychischen Äußerung ausnahmslos eine Fülle von Beziehungen und Überdeterminierungen. Wir sind von der Naturwissenschaft her an einfache Motivierungen gewöhnt: hie Ursache, hie Wirkung. Das ist im seelischen Leben ganz anders. Nur die Oberflächenpsychologie gibt sich mit einzigen Ursachen zufrieden. In den allermeisten Fällen, ja wahrscheinlich in allen wird eine so vielfache Verkettung von Umständen, näher liegenden und ferner verknüpften, im Spiele sein — das beweist zumal die Analyse des Traumes — daß man kaum je ein Recht zu der Behauptung hat, ein seelisches Phänomen sei restlos aufgeklärt. Fast immer kann man mit Fug annehmen, daß mehrere, ja vielfache Deutungen richtig. Am besten ist wohl, man denkt an einen schichtweisen Aufbau. In der oberflächlichsten liegt die offenkundigste Erklärung, in der zweiten eine schon etwas verstecktere, in noch tieferen

¹⁾ Das Zurückgehen auf Shakespeares eigenes Leben gibt weitere Beleuchtung und Begründung für der Lady Verhalten in der Nachtwandlerszene. Vielleicht hat ein Leser schon heimlich gedacht: Bei der Tochter eines Thans kommt jene kleinbürgerliche Eltern-Zärtlichkeit doch kaum in Betracht. Dagegen ist zu sagen, daß Shakespeare öfters, z. B. in der Darstellung antiker Szenen sein eigenes Gegenwarts-Milieu ganz skrupellos an Stelle des historischen setzte. Und es wäre nach dem Obigen durchaus wahrscheinlich, daß er Erinnerungen aus der Stratforter Kindheit bei der Lady verwertete.

Lagen weitere und entferntere Beziehungen und alle sind an dem Phänomen mehr weniger beteiligt, dasselbe mehr minder gut motivierend.

Kehren wir nunmehr zu Shakespeare zurück, so muß man die schwere Depression berücksichtigen, der er just damals unterlag, als er seine größten Tragödien schuf. Scheint es da gar zu kühn, anzunehmen, daß der seelisch so Aufgewühlte und Niedergedrückte auch an schlechtem Schläfe gelitten habe, ja möglicherweise — wir wissen ja so wenig aus seinem Leben — an Noktambulismus? Drohte aber das Persönliche gar zu sehr hindurchzublicken, dann griff der Dichter, wie wir aus vielfachen Proben wissen, stets zur Verdrängung.¹⁾ Einer solchen Verdrängung anzukerben, dünkt

¹⁾ Ein schönes und überzeugendes Beispiel von solcher Verdrängung erbringt Otto Rank in seinem Buche: »Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage«. Es stammt aus einem zweiten Königsmorddrama, dem »Julius Cäsar«. Ich setze die Worte des Autors her: Was unsrer ganzen Auffassung und Ausdeutung des Sohnesverhältnisses von Brutus zu Cäsar eine erhöhte Bedeutung und zugleich eine unumstößliche Beweiskraft verleiht, ist der Umstand, daß in der historischen Quelle, die Shakespeare erwiesenermaßen benützte und der er fast wörtlich folgte, nämlich bei Plutarch, darauf hingewiesen ist, daß Cäsar den Brutus für seinen außerehelichen Sohn gehalten habe. In diesem Sinne ist ja auch der zum Schlagwort gewordene Ausruf Cäsars zu verstehen, den er wiederholt ausgestoßen haben soll, als er den Brutus mit gezücktem Schwert auf seinen Leib eindringen sah: »Auch du, mein Sohn Brutus?« Bei Shakespeare ruft der verwundete Cäsar nur aus: »Brutus, auch Du? — So falle Cäsar«. Dieses Shakespeare unzweifelhaft bekannte Sohnesverhältnis des Brutus zu Cäsar hat also der Dichter bei der Ausarbeitung aus den überlieferten Quellen weggelassen. Nicht nur die Modifikationen, die der Dichter an den historisch überlieferten Verhältnissen und Charaktern oder an der Auffassung seines Vorgängers vornimmt, sind psychisch tief begründet, sondern auch die Auslassungen aus den Quellen sind es; diese entspringen einer Verdrängungstendenz gegen die Äußerung peinlich wirkender und infolge Verdrängung gehemmter Regungen, wie es bei Shakespeare der stark affektive Vaterkomplex unzweifelhaft war. Daß dieser Vaterkomplex Shakespeares dramatisches Schaffen durchzieht, von seinem Erstling »Titus Andronicus« bis fast zum letzten seiner Schauspiele, hat Rank in der gleichen Arbeit dargestellt. Hier, wo ich nur die Aufgabe habe, der Lady Nachtwandeln zu erklären, kann ich auf diesen wichtigen Punkt nicht ausführlich eingehen, doch findet jeder Interessent eine überwältigende Fülle von Belegen in Ranks Inzestbuch (6. Kapitel). Shakespeares gewaltiger Vaterkomplex ist also

mich auch der bei Shakespeare ganz ungewöhnliche Mangel an Motivierung, just an dem kritischen Punkt des Nachtwandelns. Wir dürfen vielleicht sagen: daß der Dichter das Wandeln der Lady Macbeth so wenig einleitete, so wenig aus dem Früheren erfolgen ließ, rührt einfach daher, daß zuviel von allerpersönlichsten Beziehungen dahinter steckte, als daß er deutlicher werden durfte. Wie hatte nur die Lady unmittelbar nach der schrecklichen Tat des Königs-, also Vaternmordes Macbeth getröstet:

»Denkt ihr so tief nicht nach . . . Ob solcher Tat muß
Man so nicht brüten; sonst macht sie uns toll.«

Das wird von Shakespeare gleichermaßen wie von seinem Helden gegolten haben. Und auch das von der Kammerfrau vermeldete Schreiben und Versiegeln der Briefe zu Anfang des Nachtwandelns sieht aus, als hätte sie ein Geheimnis, eine Beichte abzulegen — im Namen des Dichters. Und mich dünkt, auch zum Schluß, als das ewige Brüten über ihre Tat sie zum Selbstmord treibt, stirbt sie an Stelle ihres geistigen Schöpfers zu dessen eigner Selbstbestrafung.¹⁾

Es blieben nur noch ein paar Punkte zu berühren und auszudeuten. Daß der Lady ausgesprochen sadistische Art zum Nachtwandeln stimmt, ja dazu disponiert, braucht keiner Ausführung. Auch daß dies just in dem Momente ausbricht, da ihr Gatte fortzieht, d. h. ins Kindliche übersetzt: als Macbeth stirbt, in tieferer Schichte der eigene Vater, ist gut verständlich. Eher wäre erklärungsbedürftig, daß sie gleich nach der Tat mit Duncans Blute die Kämmerer zu färben keine Skrupel trägt und die Sache so leicht nimmt, im Späteren jedoch die Blutscheu nimmer los wird und stets vergeblich ihre Hände rein zu waschen trachtet. Hier müssen wir neuerdings daran erinnern, daß die Lady einmal die wirkliche Gattin Macbeths darstellt, dann aber wieder den

von mir nicht erst ad hoc herbeigezogen worden, um der Lady Nachtwandeln begreiflich zu machen, sondern einfach der Hauptkomplex unseres Dichters, der zumal als Macbeth geschrieben wurde, im Vordergrund seines Empfindens stand.

¹⁾ Ich erinnere nochmals, daß eigentlich sie es ist, die den Vatercharakter Duncans offenbart: »Hätt' er geglichen meinem Vater nicht. . .«

Dichter selbst, und zwar in zweierlei Lebensepochen: sowohl den rücksichtslos strebenden Shakespeare, als den niederbeugten, durch den Tod seines Vaters im Tiefsten erschütterten. Dem Knaben und wohl auch dem Jüngling Shakespeare zu Beginn der Pubertät kamen Mordphantasien auf seinen Vater, und dennoch erkrankten beide nicht; der gereifere aber, vom Leben Zermürbtere, den das wirkliche Sterben des Vaters traf, bricht unter der wuchtigen Tatsache zusammen. Dies erklärt in letzter Linie den Wandel in dem Verhalten der Lady Macbeth.

Ich weiß nicht, wie weit mir der Leser zu folgen willens ist. Doch das eine glaube ich bewiesen zu haben, daß auch bei dem Nachtwandeln der Lady Macbeth das Erotische nicht mangelt und ebensowenig die Regression ins Infantile.

Schlußbetrachtungen und Resumé.

Fassen wir nunmehr am Schlusse dieses Buches alles zusammen, so läßt sich über Nachtwandeln und Mondsucht mit Sicherheit oder höchster Wahrscheinlichkeit Folgendes sagen:

1. Das Nachtwandeln unter oder ohne Einfluß des Mondes stellt einen motorischen Durchbruch des Unbewußten dar und dient wie der Traum der Erfüllung heimlicher, verpönter Wünsche, zunächst der Gegenwart, hinter denen sich aber ganz regelmäßig kindliche bergen. Beide erwiesen sich in allen mehr oder weniger analysierten Fällen als sexuell-erotischer Art.

2. Auch unverhüllt sich präsentierende Wünsche sind meist von der nämlichen Natur. Als Hauptwunsch dürfte anzusprechen sein, daß der Nachtwandler männlichen oder weiblichen Geschlechts zur geliebten Person ins Bett steigen will wie in der Kindheit, was zumal das Volk und die Dichter gut wissen. Doch muß das Liebesobjekt nicht unbedingt der Gegenwart angehören, es kann vielmehr auch ein solches der ersten Kindheit sein.

3. Nicht selten kommt es beim Nachtwandeln zur Identifikation mit einer geliebten Person, ja bisweilen zieht man

deren Wäsche oder Kleider an oder imitiert ihr Gebaren täuschend.

4. Das Nachtwandeln kann auch ein infantiles Vorbild haben, indem sich die Kinder schlafend stellen, um die Möglichkeit zu haben, allerlei Verpöntes, namentlich sexueller Art, ganz straflos zu begehen, weil sie für das, was sie »bewußtlos, im Schlafe« tun, nicht zur Verantwortung gezogen werden können. Das gleiche Motiv der Straflosigkeit regiert auch den erwachsenen Nachtwandler, der sein Geschlechtsverlangen befriedigen will, doch ohne darum schuldig zu werden. Der nämliche Grund wirkt psychisch auch mit, wenn das Nachtwandeln meist im allertiefsten Schlaf erfolgt, ob dafür auch freilich organische Ursachen entscheidend sein werden.

5. Der motorische Durchbruch des Schlafes und der Bettruhe in Nachtwandeln und Mondsucht geht darauf zurück, daß sämtliche Nachtwandler eine erhöhte Muskeleerregbarkeit und Muskelerotik aufzuweisen haben, deren endogene Reizung das Aufgeben der Bettruhe wettmachen kann. Dementsprechend finden sich jene Phänomene besonders häufig in der Nachkommenschaft von Trinkern, Epileptikern, Sadisten und Hysterischen mit vorwiegender Beteiligung des motorischen Apparates.

6. Nachtwandeln und Mondsucht sind an sich sowenig ein Symptom der Hysterie als der Epilepsie. Doch finden sie sich häufig mit ersterer vereint.

7. Der Einfluß des Mondes auf den Lunatismus ist nur zum geringsten Teile bekannt, vornehmlich in seiner psychischen Überdeterminierung. So ist es wohl zweifellos, daß das himmlische Licht an das Licht in der Hand eines geliebten Elternteiles erinnert, der nächtlich in besorgter Liebe den Schlaf des Kindes kontrollierte. Mit dem Angerufenwerden durch diesen hängt wohl auch zusammen, daß nichts so prompt den Wandelnden weckt, als die Nennung seines Namens. Auch das Fixieren des Nachtgestirns hat möglicherweise erotische Färbung, sowie das Anstarren des Hypnotiseurs zur Erzielung der Hypnose. Andere psychische Überdeterminierungen scheinen nur individuell zu gelten. Eine besondere Anziehungskraft des Mondes endlich, die den Mondsüchtigen förmlich

aus dem Bette zwingen und zu größeren Spaziergängen verlocken soll, kann möglicherweise tatsächlich bestehen, doch haben wir über diesen Punkt nicht einmal wissenschaftliche Hypothesen.

8. Hingegen scheint die Möglichkeit vorhanden, durch die psychoanalytische Methode nach Freud Schlafwandeln und Mondsucht dauernd zu heilen.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Aufklärung, die ich heute biete, erst den Anfang eines Verständnisses bietet. Einer hoffentlich nicht allzu fernen Zukunft wird vorbehalten sein, ein volles Begreifen jener rätselhaften Phänomene zu geben.

Der Inhalt der Psychose.

Von Dr. C. G. Jung,

Privatdozent der Psychiatrie in Zürich.

Akademischer Vortrag, gehalten im Rathause der Stadt Zürich am 16. Januar 1908.
Zweite Auflage. Unter der Presse.

Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen.

Herausgegeben von

Prof. Dr. E. Bleuler in Zürich und Prof. Dr. S. Freud in Wien.

Redigiert von

Dr. C. G. Jung,

Privatdozenten der Psychiatrie in Zürich.

I. Band: 1. und 2. Hälfte. Preis à M 7.— = K 8.40.

II. Band: 1. und 2. Hälfte. Preis à M 8.— = K 9.60.

III. Band: 1. Hälfte. Preis M 10.— = K 12.—, 2. Hälfte. Preis M 8.— = K 9.60.

IV. Band: 1. Hälfte. Preis M 14.— = K 16.80, 2. Hälfte. Preis M 4.— = K 4.80.

V. Band: 1. Hälfte. Preis M 12.— = K 14.40; 2. Hälfte. Preis M 8.— = K 9.60.

Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie.

Neun Vorlesungen, gehalten in New York im September 1912

von Dr. C. G. Jung.

Preis M 3.60 = K 4.—.

Wandlungen und Symbole der Libido.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Denkens.

Von Dr. med. et jur. C. G. Jung,

Privatdozent der Psychiatrie an der Universität in Zürich.

Preis M 10.— = K 12.—.

Über Konflikte der kindlichen Seele.

Von Dr. med. et jur. C. G. Jung,

Privatdozent der Psychiatrie an der Universität in Zürich.

Preis M 1.— = K 1.20.

Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen.

Von Dr. C. G. Jung,

Privatdozent der Psychiatrie an der Universität in Zürich.

Preis M 1.— = K 1.20.

Über das Traumproblem.

Von Dr. A. Maeder (Dr. Birchers Sanatorium, Zürich).

Nach einem am Kongresse der psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen
Vortrage, München, September 1913. Preis M 1.25 = K 1.50.

Analytische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung.

Von Dr. Oskar Pfister,
Pfarrer in Zürich.

Preis M 1·50 = K 1·80.

Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens.

Von Otto Rank.

Preis geh. M 15.— = K 18.—, geb. M 16·80 = K 20.—.

Schriften zur angewandten Seelenkunde.

Herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien.

- I. Heft: Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiwa“. Von Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien. Zweite Auflage. — Preis M 2·50 = K 3.—.
 - II. Heft: Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen. Eine Studie von Dr. Franz Riklin, Sekundararzt in Rheinau (Schweiz). — Preis M 3.— = K 3·60.
 - III. Heft: Der Inhalt der Psychose. Von Dr. C. G. Jung, Privatdozent der Psychiatrie in Zürich. — Preis M 1·25 = K 1·50.
 - IV. Heft: Traum und Mythos. Eine Studie zur Völkerpsychologie. Von Dr. Karl Abraham, Arzt in Berlin. — Preis M 2·50 = K 3.—.
 - V. Heft: Der Mythos von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung. Von Otto Rank. — Preis M 3.— = K 3·60.
 - VI. Heft: Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus. Von Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien. — Preis M 3.— = K 3·60.
 - VII. Heft: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Von Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien. — Preis M 2·50 = K 3.—.
 - VIII. Heft: Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Von Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich. — Preis M 4·50 = K 5·40.
 - IX. Heft: Richard Wagner im „Fliegenden Holländer“. Ein Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens. Von Dr. Max Graf. — Preis M 1·80 = K 2.—.
 - X. Heft: Das Problem des Hamlet und der Ödipus-Komplex. Von Dr. Ernest Jones in Toronto (Kanada). Übersetzt von Paul Tausig (Wien). — Preis M 2.— = K 2·40.
 - XI. Heft: Giovanni Segantini. Ein psychoanalytischer Versuch. Von Dr. Karl Abraham, Arzt in Berlin. Mit 2 Beilagen. — Preis M 2.— = K 2·40.
 - XII. Heft: Zur Sonderstellung des Vatermordes. Eine rechtsgeschichtliche und völkerpsychologische Studie. Von A. J. Storfer in Zürich. — Preis M 1·50 = K 1·80.
 - XIII. Heft: Die Lohengrinsage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. Von Otto Rank. — Preis M 5.— = K 6.—.
 - XIV. Heft: Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens. Von Prof. Dr. Ernest Jones. Deutsch von Dr. E. H. Sachs. — Preis M 5.— = K 6.—.
 - XV. Heft: Aus dem Seelenleben des Kindes. Eine psychoanalytische Studie. Von Dr. H. von Hug-Hellmuth. — Preis M 5.— = K 6.—.
-

Die psychischen Störungen der männlichen Potenz.

Ihre Tragweite und ihre Behandlung.

Von Dr. Maxim. Steiner,
Spezialarzt für Urologie in Wien.

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Sigm. Freud.

Preis geh. M 1·50 = K 1·80.
